

Klaus Rose

A photograph of the Shanghai skyline at sunset, featuring the Oriental Pearl Tower and other skyscrapers reflected in the water. The scene is bathed in a warm, golden light.

***Und ewig lockt
das Morgenland***

1001 Nacht im 20. Jahrhundert

Und ewig lockt das Morgenland

1001 Nacht im 20. Jahrhundert

Erzählungen von Klaus Rose

Prolog

Natürlich wiederholen sich Märchen selten, schöne schon zweimal nicht. Das Morgenland macht keine Ausnahme. Das Morgenland scheint auch überschattet von Folgen des Koran, die in dieser Art wohl nicht gewollt waren. Ein „islamischer Erbfolgekrieg“ nach dem gewaltsamen Tod des Kalifen Ali mit den Hauptgruppen der Schiiten und Sunniten, aber auch die „Literaturen des Orients“ verwirren den Freund von Märchen. Alles wirkt großräumig, während doch die Märchen aus 1001 Nacht Einzelschicksale beleuchten und diese einzelnen einem Gesamtgeschehen nur vage unterordnen wollen.

Unbestritten scheint, dass die „Literaturen des Orients“ viele Nationen übergreifen, aber den Einflussbereich der großen Weltreligion des Koran beinhalten. Es geht um die Hauptsprachen Arabisch, Persisch und Türkisch, im „Großen Westen“ sogar um etwas Französisch. Sprachen formen den Menschen, doch Märchen empfindet jeder irgendwie anders. Im 20. Jahrhundert, bevor der Schaitan in seinen schlimmsten Formen auftrat, konnte durchaus „Märchenhaftes“ erlebt werden. Um Derartiges geht es in diesem Bändchen.

Wie es so heißt: salam aleikum – we saleikum assalam.

„**E**s war einmal“, so beginnen alle Märchen im Abendland.

„Man behauptete“, „Man hat berichtet“, so fangen viele Märchen im Morgenland an. Es konnte aber, wie in der Geschichte des Prinzen Bedr von Persien, auch vorkommen, dass diese Erzählung einfach so begann:

„Ein König von Persien, Seherman genannt, herrschte lange Jahre glücklich und ungestört. Nur in einem einzigen Punkte fühlte er sich unglücklich; er war nämlich schon sehr bejahrt, und von seinen hundert Frauen hatte ihm keine einen Prinzen und Nachfolger geboren.“

Die Geschichte des Königs von Persien reizte natürlich stets zu genauerer Betrachtung. Doch die jetzt folgende Beobachtung gilt dem Morgenland, das sich im 20. nachchristlichen Jahrhundert zu märchenhaftem Reichtum und weitreichender Bedeutung aufmachte und seine Zukunft mit vielen Prinzen und Nachfolgern finden wollte. Dieses Morgenland mit seinen riesigen Ländereien vom Mittelmeer bis zum Indus übte seit langem eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle Europäer aus. Die Handelsleute des Altertums, die Kaufleute und Soldaten des Mittelalters, die Forscher und Verkaufsgenie der Neuzeit ließen keine Gelegenheit aus, tief in die Geheimnisse des Orients einzudringen. Die Märchen von Scheherazade und Tausendundeine Nacht waren zwar in grauer Vorzeit erzählt worden, sie schienen jedoch unsterblich zu sein, ob man von „Der fliegende Teppich“ träumte oder auch „Aladdin und die Wunderlampe“ begeistert vor Augen hatte.

In dieses Reich des Morgenlandes wollte auch ein diplomatischer Vertreter aus dem Donaauraum eindringen. Viele Jahre später wagte er das geheimnisvoll Erlebte zusammenzufassen. Er fürchtete keinen Fluch der Pharaonen mehr, keine Peitschenhiebe arabischer Rächer und auch keine höhnischen Flüche im Abendland. In der Ich-Form, damit alles besser verständlich wirkte, gab er seine Erinnerungen wieder.

Es geschah also im Jahre 1975, nach unserem Kalender des Abendlandes, aber im Jahr 1395 laut Zählung nach dem Propheten Mohammed. Vom 19. bis 29. Mai dieses aufregenden Jahres wollte ich nicht bloß weiter vom Morgenland träumen, sondern jenes sagenhafte Persien kennenlernen, das mir von wunderbaren Erzählungen her vertraut schien. In unseren Illustrierten lächelte stets der Schah von Persien und seine Gemahlin aus den Titelseiten, gewandet in prachtvoller Robe oder Uniform und in anschmiegsamen Kleidern. Persien galt als befreundetes Land, auch als hilfreiches Bollwerk gegen das Böse in der Sowjetunion, als größerer Exportmarkt und auch als Chance, mit dem deutschen Berufsbildungs- und Wirtschaftssystem für feste Beziehungen zu sorgen. Eine bayerische Organisation von Jungpolitikern wollte jetzt unter Führung ihres Vorsitzenden, einem Mitglied des Deutschen Bundestages, zur Kräftigung der Verbindungen beitragen.

Theodor hieß der Vorsitzende mit Vornamen, also *Geschenk Gottes*, wie er sich gerne selbst bezeichnete. An seiner Seite gaben sich zwei neue Mitglieder des Bayerischen Landtags besonders neugierig. Sie wollten

vor allem die Möglichkeit ausloten, ob eine Jugend-Organisation in Persien Ansprechpartner für sie werden könnte. Der Reiz des Fremden und der Drang, Neues zu schaffen, lenkte sie gar fröhlich in den Orient.

Natürlich hatten diese jungen Abgeordneten ihres Volkes die Proteste, ja Ausschreitungen bei Schah-Besuchen im geteilten und deshalb besonders unruhigen Berlin mitbekommen. Natürlich kannten sie die Gerüchte von Geheimdienst-Foltern in den persischen Gefängnissen und von korrumpierenden Praktiken im „Land des Löwen“.

Nur wenige Jahre zuvor, 1971, hatte der prächtige Schah ein nie dagewesenes Fest in Persepolis aus Anlass „2500 Jahre Persien“ ausrichten lassen. Er hatte sich aus diesem Anlass selbst zum größten persischen Herrscher aller Zeiten erklärt, zum „König der Könige“. In der Hochlandwüste des alten Persepolis war eine neue Oase entstanden, mit frisch gepflanzten Wäldern, neuen Springbrunnen und mit fünfzigtausend aus Europa importierten Singvögeln. Persien, seit 1935 „Land der Arier“ genannt, also *Iran*, war in jenen Jahren ein bettelarmes Entwicklungsland, nur reich an Öl, weshalb neureiche Familien zu zweifelhaftem Ruhm gelangt waren. Schah Reza Pahlewi selbst war 1941 durch einen Staatsstreich seinem Vater gefolgt. Mit seiner von der Mutter her deutschen Ehefrau Soraya war er für die bundesdeutsche Boulevardpresse ein begehrter Seitenfüller, auch wenn er sich von dieser Ehefrau inzwischen hatte scheiden lassen. Farah Diba, die 3. Ehefrau, wurde aber ebenso bejubelt.

Das wussten die jungen Abgesandten ihres Volkes. Sie hatten aber auch gelesen, dass beim großen Fest 1971 fast die ganze Welt zu Gast war, von den gekrönten Häuptern wie König Juan Carlos von Spanien, Fürst Rainier von Monaco, Kaiser Haile Selassie aus Äthiopien oder Prinz Philipp aus England bis hin zu manchen Diktatoren, auch aus dem kommunistischen Europa, wie Josip Broz Tito oder Nicolae Ceausescu. Was sollte daher gegen einen kleinen Informationsbesuch einzuwenden sein? Das hatten die jungen Abgesandten missgünstigen Menschen, die es ja immer wieder einmal gab, freimütig geantwortet.

So erlebte einer dieser Abgeordneten erstmals mit Teheran eine Stadt des Morgenlands. Doch es trat eine gewisse Ernüchterung ein. Die Stadt schaute fast wie eine des Westens aus. Sie wies mehrspurige Straßen und prächtige Gebäude auf sowie ein wirbelndes Straßenbild.

Die politischen Gespräche beim langjährigen Parlamentspräsidenten Abdollah Riasi oder in der Handelskammer sowie in Berufsschulen verliefen unverdächtig. Die züchtige Bekleidung der vielen Frauen, auch der mitreisenden Ehefrauen, in Tschadors oder nur im Chimar, regte die Fantasie an. Diese Fantasie bekam bei mir einen weiteren Adrenalinstoß, als ich in Isfahan die prächtige Architektur aus der Zeit der Safawiden erblickte. Diese Dynastie (1501-1722 christliche Zeitrechnung) mit dem bekannten Schah Abbas dem Großen hatte Isfahan zur Hauptstadt gemacht und die schiitische Richtung des Islam zur Staatsreligion. Außerdem war, nicht zuletzt wegen andauernder

militärischer Konflikte mit dem osmanischen Reich, das Bewusstsein einer eigenen Nation gestärkt worden.

Es sollte sein, dass mich noch mehr das siebenhundert Kilometer von Teheran entfernte Schiras beeindruckte. Denn dort, in der „Stadt der Rosen“, hatten einst die bekanntesten persischen Dichter gelebt. Hafis, der Kurzname für einen unaussprechlichen Eigennamen, hatte im 14. Jahrhundert derart schöne Verse geprägt, dass sogar der große Goethe („West-östlicher Diwan“, 1819) und später auch Anselm von Feuerbach dessen Dichtungen interpretierten. Übertroffen wurde alles nur noch durch unseren Besuch in der Stadt Persepolis – als „alter Grieche“ wurde ich von vergangenen Schulzeiten freundlich eingeholt.

Im vertrauten Gespräch mit unserem Botschafter Hans-Georg Wieck überlegten wir, ob nicht auch zwischen Deutschen und Persern eine Art Jugendaustausch vereinbart werden könnte, nach dem Muster des neuen deutsch-französischen Jugendwerks. Das gäbe doch etwas her, waren wir Bayern uns sicher. Der Herrscher auf dem Pfauenthron und unsere bayerischen Lenker wie Goppel oder Strauß als Gegengewicht zur Sozialistischen Internationale? Ich marschierte mit meinen Gedanken immer voran, war ich doch Leiter des außenpolitischen Arbeitskreises der Jungen Union und immer auf der Suche nach spektakulären Neuerungen. Ein entsprechender Sonder-Artikel in den bayerischen „JU-Nachrichten“ machte die anfänglichen Überlegungen einem größeren Publikum schmackhaft.

Dass wir Bayern Einfluss nehmen konnten, hatte schon unser Mitreisender Alfred „Jet“ Hofmeier aus Regensburg bewiesen. Denn als die Überquerung eines breiten Boulevards für unsere geschlossene Gruppe fast unmöglich erschien, stellte er sich, der hundertneunzig Zentimeter große und auch kräftige Hüne, mitten in die Kreuzung, ruderte mit den Armen und lotste uns unfallfrei auf die andere Seite. Sollte das ein Zeichen des Himmels gewesen sein? Jet brachte es immerhin später zum 2. Bürgermeister seiner Heimatstadt, einer schon im christlichen Mittelalter bedeutenden Handelsstadt, deren Einfluss bis Konstantinopel und von dort bis Persien reichte.

Leider verlief aber die weitere Entwicklung Persiens alles andere als märchenhaft. Die islamische Revolution warf kräftig ihre Schatten voraus, und wir waren von der Härte der politischen Entwicklung im Ost-West-Gegensatz voll in Beschlag genommen. Ein neues wunderbares Märchen aus Tausendundeine Nacht war niemandem vergönnt.

In der Tiefe der Herzen übte aber das Morgenland weiterhin seine Reize aus. Denn immer häufiger kamen jene Botschaften, wie der neue Öl-Reichtum am arabischen Golf märchenhafte Veränderungen erzeugte. Mitten aus der Wüste heraus entstanden dauerhafte Oasen, Städte mit Prachtbauten und Palmenalleen, legendärer Reichtum in den Familien der Scheiche und sonstigen Stammesführer. Besonders der seit etwa vier Jahrzehnten zum König aufgestiegene Saud entwickelte seinen Ruhm als „Der reiche König aus dem Morgenland“. Doch es gab auch die Jahrtausende alten Hochkulturen

am Nil, welche faszinierten, obwohl sie im Kolonialismus der Briten und Franzosen und im darauffolgenden revolutionären Neuanfang der Einheimischen auf einen bitteren Tiefst-Standard abgesunken waren. Ich wollte jedenfalls die erste Chance nutzen, nach Persien auch Ägypten aufzusuchen.

Es ergab sich also, dass mich im Frühjahr 1976 der christlichen Zeitrechnung ein innerer Muezzin weckte. Mit einem riesigen Kreuzfahrtschiff nahmen reiselustige Bayern im Hafen von Piräus Kurs auf die Gestade der Pharaonen. Die Reisenden gehörten alle der großen Kolpingsfamilie an und hatten sich kurz vorher in Delphi das Orakel lesen lassen. Ich war gut weggekommen, zumindest nichts Böses hatte ich zu erwarten. Das stärkte die Vorfreude. Nach langem Durchpflügen des Mittelmeers und bei ruhigem Seegang sah ich erstmals orientalische Küsten vor mir. In Iran wandelte ich nur in Städten und in Flughäfen. Der Blick aber auf die Dünen Ägyptens bei Alexandria und auf die zahlreichen Palmen berührte meine Sinne.

In klapprigen Bussen wurden wir zweihundertfünfzig Kilometer den Nil entlang hinauf gefahren zu den Pyramiden von Gizeh. Ich staunte, als sich am Westufer des großen Stroms eine ausgiebige Stadt zeigte, in direkter Nachbarschaft zu Kairo. Doch natürlich hatten wir nur Blicke für die großen Stein-Zeugen aus der Pharaonenzeit und vor allem für die gewaltige Sphinx. Ein Kameltreiber namens Hassan verleitete meine Frau mit dem wohlklingenden Namen Uta zum Ritt auf dem duldsamen Wüstenschiff. Utas braune Augen leuchteten

abenteuerlustig hervor aus ihrer züchtigen Kopfbedeckung. Als aber das Kamel zunächst mit den Hinterbeinen hochstieg, mischten sich schnell der ängstliche Schrei der Reiterin und das unverschämte Grinsen des zahnlosen Hassan. „Eine Kiss für Hassan“, rief er ihr mehrmals zu, als das Kamel schon auf voller Höhe stand. Dann trabte das Kamel einige Runden um die Sphinx herum, bis die schüchterne Reiterin hinab in die Arme ihres Erlösers sank. Jener war aber, Gott sei es gedankt, nicht Hassan, sondern der eigene Ehemann, der sich schon Sorgen gemacht hatte, nicht zuletzt wegen der staubigen Hitze.

In einem durchaus gepflegten Oasen-Rasthaus bot das anschließende Mittagessen die für das Auge farbige Abwechslung und trotzdem die Warnung, auf den grünen Salat und auch auf das Obst zu verzichten. Nur heiße Getränke sollten genossen werden, keinesfalls eisgekühlte Säfte. Doch wer hörte schon angesichts der rund vierzig Grad auf Warnungen? Man wollte sowieso bald wieder zum Schiff zurück. So schlimm könne es nicht werden, war man sich einig. Die Rache der Pharaonen galt als berichtigt. Sie holte jeden auch mit Langzeitwirkung ein. Als das große Kreuzfahrtschiff bei unruhiger See gen Kreta schipperte, fing sich tatsächlich mancher Magen zu drehen an und alles von sich zu geben, was längst verdaut schien. Als tapferer Jungpolitiker wollte ich natürlich nichts zugeben, mich nur auf die Kojen zurückziehen und niemanden mehr sehen. Erst auf der weißen Insel Santorini drehte sich nichts mehr, höchstens der Gedanke: sollte ich dereinst nach Ägypten zurückkehren?

Es sollte sein, dass mich einige Zeit später die Geister der orientalischen Wunderlampe wieder riefen, wenn auch zu einer gänzlich anderen Gegend. Mir war stets das Gefühl in die Brust eingepflanzt, ich wäre in grauer Vorzeit auf einem fliegenden Teppich durch die schönsten Gärten dieser Welt unterwegs gewesen und bräuchte bloß noch die holden Wesen zu umarmen, die sich hinter seidenen Gewändern und unsichtbar machenden Schleiern verbargen. Tatsächlich war es am Sonntag, 15. Juli 1984, die große Hauptstadt der berühmten Usbeken, die orientalische Gerüche von sich gab. Da diese ziemlich stechend wirkten und aus schmutzigen kleinen Gassen strömten, packte mich der Wunsch, auf einem Teppich über die Menschen und Behausungen hinweg fliegen zu können. Vom Blick her war alles malerisch, vom Gemisch der Düfte jedoch eher zerstörerisch.

Das Teehaus in der kleinen Gasse links bot etwas Ruhe. Bei der brutalen Hitze war das Glas Tee immer noch der richtige Zeitvertreib. Verstehen konnte ich niemand, das war aber auch nicht nötig. Mein Blick galt den Händlern und Kunden auf dem gegenüberliegenden Obst- und Getreidemarkt. Die zehnpfündige Wassermelone lachte mich so lange an, bis sie auf meinem Tisch lag und zerlegt wurde. Heißer Tee und kühle Melone, das waren die richtigen Genüsse im Orient, die einen überleben ließen. Zur Not tat es auch der überall angepriesene Wodka. Immerhin gehörte Taschkent seit mehr als hundert Jahren zum Riesenreich der Russen. Nach dem Schlabbern von Melonen und dem Schlucken des

farblosen Wundermittels war es mir noch immer prächtig ergangen. Die Erinnerungen an das Reich der Choresmschahs, die mir irgendwann eingepflanzt waren, begannen mich jedes Mal zu begeistern. Da hatte es nämlich auch ein Buch gegeben, das in besonders malerischer Art Frauen als „Blume der Steppe“, „Rose der Wüste“ oder „Licht meines Lebens“ beschrieb, Männer aber als „Gebietler und Herr“, „der Weise aller Weisen“ oder „der Einzige und Erhabene“. In meiner niederbayerischen Heimat würde ich mich lächerlich machen, wusste ich. Doch in mancher stillen Stunde und beim Anblick besonderer Geschöpfe war kein Gedanke verboten.

Das galt am 16. Juli 1984 besonders, als ich Samarkand durchstreifen konnte. In dieser kleinen Drehscheibe vergangener Völkerwanderungen und im Umfeld der Seidenstraße hatte schon Alexander der Große den Staub von seinen Sandalen geschüttelt. Nach ihm errichteten die Seleukiden, die Hunnen und die Araber ihre Großreiche.

Samarkand verkörperte also die große Weltgeschichte, zumal um das Jahr 1200 nach Christus auch noch die Horden Dschingis Khans die Gegend plünderten. Dass in späteren Jahrhunderten Türken, Perser, Russen und auch Briten ihren Einfluss geltend machten, glaubte man unmittelbar spüren zu können. Im 14. nachchristlichen Jahrhundert herrschten die legendären Timur Lenk („Tamerlan“) und dessen Enkel Ulugbek, die nicht zuletzt wegen ihrer Grausamkeit unvergessen blieben. „Timur Lenk“ bedeutete nichts anderes als „Der eiserne Lahme“.

Ulugbek aber glänzte als Astronom, bevor er auf einer Pilgerreise nach Mekka von aufgebrachten Imamen ermordet wurde. Das gewaltige Mausoleum Gur-Emir erinnerte in der heutigen Zeit an jene Tage.

Es sollte sein, dass mir auch einige Weisheiten der jungen Fremdenführerin unvergesslich blieben. Sie hatte nämlich geäußert, warum auch immer:

Glücklich ist, wer die Welt verlässt, bevor die Welt auf ihn verzichtet, oder

Wer vom Leben nichts lernt, der lernt von keinem Lehrer.

Diese Sätze sollten mich mein weiteres Leben verfolgen. Da dieses umfangreich und vielfältig ausfiel, wurde es natürlich zum Lehrmeister. Doch wann und wie sollte ich erkennen, dass die Welt auf mich verzichten wollte und ich vorher verduften sollte? Nein, daran wollte ich keinen Gedanken verschwenden. Ich konzentrierte mich lieber auf das Hier und Heute.

Denn es ergab sich, dass Samarkand wieder Drehscheibe auf der imperialistisch nach Westen greifenden Seidenstraße Chinas werden konnte. Das brüteten die Verführer am Hofe der kommunistischen Kaiser Chinas aus. Nach zwei bitteren Jahrhunderten der Schmach und des Untergangs angesichts westlicher Eroberer wollte sich das Reich der Mitte, so spürte ich, noch legendärer hinauf schwingen zum Herrscher aller Welten.

Doch so weit war es noch nicht. Erst machte mir die Fremdenführerin in Buchara namens Scheffika das zweitausendfünfhundert Jahre alte Kulturland zum Erlebnis. Denn erst vor kurzem war der mittelalterliche

Kern der alten Festungsstadt Buchara freigelegt worden. Die farbenfrohe Bala-khauz-Moschee reizte besonders, ebenso das Denkmal für Hodscha Nasredin, den Mann mit dem Esel und seinen 666 Geschichten.

Eine davon ging so:

Ein Mann, der des Lesens unkundig ist, bekommt einen Brief und bittet den Hodscha, ihn ihm zu übersetzen. Der Hodscha tut sein Bestes, kann das Geschriebene aber nicht entziffern. Es ist wohl Arabisch oder Persisch. „Ich kann es nicht lesen“, erklärt er schließlich, „frag lieber einen anderen.“

„Und du willst ein Gelehrter sein“, sagt der Mann ärgerlich, „du solltest dich deines Turbans schämen, den du trägst!“

Da nimmt der Hodscha seinen Turban ab, setzt ihn dem Mann auf und sagt: „Wenn du meinst, der Turban sei allwissend, dann lies doch du den Brief!“

Es sollte bald wieder geschehen, dass Orientalisches erfreute. Jetzt hatte es etwas vom berühmten Geist in der Flasche. Auf dem Flug einer Parlamentsdelegation ins südliche Afrika machte die alte Luftwaffen-Boeing am 28. Januar 1985 einen Erholungsstopp auf dem militärischen Teil des Flughafens von Kairo. Gerade hatte es noch den Blick auf die Pyramiden von Gizeh gegeben, da stürmte schon der deutsche Militärattache in Ägypten, Oberst Eberhard Möschel, in strammer Luftwaffenuniform an Bord, um über die Zukunft Ägyptens aufzuklären. Die dramatische Bevölkerungszunahme, die angeborene Verachtung von fleißiger Arbeit und die Dürre des Landes

wurden als die bösen Geister des Reiches der Pharaonen beschrieben. Die schönen Einnahmen aus dem Geschäft mit dem Suez-Kanal flössen in die Brot-Zuschüsse für die Menschen und nicht in neue Investitionen. Das wachse sich zum Teufelskreis aus. Eine Richtungweisende Wunderlampe sei nicht zu entdecken. Ob der bedrohende Geist aus der Flasche entweichen konnte, stand zumindest zu befürchten. Es war fortan nicht einfach, der Entwicklung Ägyptens etwas Positives abzugewinnen.

Auch der neue Assuan-Stausee und das alte Luxor, das wir beim Weiterflug bestaunten, gaben keine echte Hoffnung. Was würde geschehen, fragten wir uns, wenn eine neue revolutionäre Entwicklung Ägypten erschütterte? Wir hatten keine Antwort.

Aber ich durfte auch im Jahr des Herrn 1988 einige Tage in Ägypten verweilen, ja ich hatte diese Tage herbeigesehnt und vorbereitet. Der Präsident der jungen Universität in der „Stadt der drei Flüsse“ hatte nämlich von meinen Verbindungen erfahren. Er wollte diese bei seinem Versuch nutzen, zusätzlich zur Prager Universität Wissenschaftsbeziehungen zum türkisch-arabischen Raum zu festigen.

So hatten wir uns auf der Nil-Insel Zadamek in Kairo ins *Marriott Hotel* eingeloggt. Der äußere Rahmen sollte beflügeln, um aus den vereinbarten Gesprächen mit bedeutenden Ägyptern Honig zu saugen.

Tatsächlich kam es am 7. April des Jahres 1988 zu einer seherischen Vereinbarung. Karl-Heinz Pollok, der

Präsident der besagten Universität, und Naguib Hosni, der gut Deutsch sprechende Präsident der Universität am altehrwürdigen Strom der Pharaonen, stellten für das kommende Jahr eine feierliche Vertragsunterzeichnung in Passau in Aussicht.

Das allein klang schon märchenhaft genug. Doch die Studentinnen der Universität in Kairo waren keineswegs verschleiert, sie drehten sich sogar anmachend-frech nach den Europäern um. Es schien, als wollten sie als zauberhafte Wegbereiter für eine recht erfreuliche Verbindung dienen.

Auch das politische Orakel in Ägypten in Person des Präsidenten des ägyptischen Oberhauses klang wie eine wahre Ermunterung. Ali Mahmud Lutfi, Ökonomie-Professor und ehemals Ministerpräsident, betonte beim Kamingespräch und surrender Kamera, dass Beziehungen mit der Bundesrepublik Deutschland allgemein und besonders in der Wissenschaft hochwillkommen seien. Als persönlicher Berater von Präsident Mubarak werde er jede Unterstützung für die Umsetzung des neuen Universitätsvertrags leisten. Das Schura-Emblem, welches er überreiche, solle stets an die Freundschaft zwischen Ägyptern und Deutschen erinnern. Er werte es als Auszeichnung, dass junge Gesandte des deutschen Volkes so viel Interesse an seinem Land zeigten.

Bei diesen Sätzen wurde uns bewusst, dass ein deutscher Wettlauf in Ägypten stattgefunden hatte. Die sozialistische Lehre war tief hineingedrungen in das geknechtete Volk am Nil. Moskau und Pankow schickten ebenso Wissenschaftler wie Bonn oder München. Der

aktuelle Kampf der politischen Systeme in der ganzen Welt hatte sich auch im Orient eingeknistert.

Umso erfreulicher empfanden wir die Gespräche an der Deutschen Evangelischen Oberschule Kairo oder im Goethe-Institut. Besonders das Deutsche Archäologische Institut aber bekam unser dickes Lob. Wir hatten bestens vorbereitet die Mastaba und die Stufenpyramide in Sakkara, die Djoser-Statue und die unterirdischen Stiergräber, aber vor allem das Grabmal des Nefer mit dessen Original-Mumie im Holzsarkophag aufsuchen können. Da auch noch die Pyramiden des Cheops, des Chefreden und des Mykerinos aus dem sandtrüben Himmel hervorstachen, rundeten sich die Gedanken einer notwendigen deutsch-ägyptischen Zusammenarbeit zu einem inneren Befehl ab. Der anschließende Besuch der islamischen Altstadt faszinierte zwar auch, zumal manches Gebäude saniert worden war. Doch die starke Bevölkerungsexplosion in Ägypten schien manche bösen Geister wiederbelebt zu haben. Ich wollte keinesfalls ein schlimmes Märchen aus Tausendundeine Nacht erfahren.

Eine andere Sicht des Orients war mir schon im Jahr 1985 zuteil geworden. Ich fand es nämlich an der Zeit, Jerusalem und Betlehem kennenzulernen. Dabei wollte ich nicht einseitig kundig werden, sondern nach Israel auch Jordanien aufsuchen. Mit meinem Kollegen aus dem Haushaltsausschuss des deutschen Parlaments, Fred Zander, hatte ich die Forschungsbeziehungen im Kopf, trieb uns doch die deutsche Politik auf diesem Feld zu Höchstleistungen. Der Ben Gurion Airport in Tel Aviv sah aber ganz gewöhnlich aus. Nur das hübsch uniformierte

Personal stach heraus, vor allem wenn dunkle Augen voller Glut und Neugier glänzten.

Nach Orient sah zunächst nichts aus. Die Autobahn nach Jerusalem erinnerte an diesem Wintertag, 11. Februar 1985, mit ihrer frisch aufgeforsteten Landschaft eher an den Bayerischen Wald. Doch dann, in der „Stadt des Friedens“ (Je-ru-salem), dufteten auf achthundert Meter über dem Meeresspiegel plötzlich zahlreiche Pinien. Die Ansprache des deutschen Botschafters Niels Hansen beim „Öffentlichen Rat für Jugendaustausch“, noch dazu in gekonntem Hebräisch, rief „das Fremde“ in Erinnerung.

Im Außenministerium Israels kamen schließlich die Sorgen des Orients zum Ausdruck. Das schaffte auch der Vorsitzende des Finanzausschusses, Abraham Joseph Schapira. Sein lässiges Wienerdeutsch besänftigte aber schnell. Der neue Hotel-Prachtbau *Ramada Renaissance* bot ebenfalls eine nahezu abendländische Ruhestätte.

Ganz anders zeigte sich der folgende Tag. In der Altstadt von Jerusalem sprühte die prickelnde Atmosphäre orientalischen Lebens. Geldhändler, Schuhputzer und weitere Ladeninhaber zerrten an unseren Ärmeln, obwohl glänzendes Gold und Silber ohnehin in das Innere lockten. Auf dem Ölberg empfing uns später das Stadtoberhaupt, Ted Kollek, der mit seinem schönen Wienerdeutsch beeindruckte. Am Tag danach gaben Professoren und Politiker Einblicke in die schwierige Lage Israels. Der Besuch im Yad Vashem mahnte zu einem „Nie wieder“ und die „Via Dolorosa“ erinnerte an die große christliche Geschichte.

Letzteres taten auch Erlöserkirche und Grabeskirche, der Ölberg und die Leidenskirche. Die Benediktinerkirche wiederum, die aus der Zeit der Kreuzzüge stammte, vermochte meine bayerische Seele zu beglücken. In ihr befand sich nämlich ein Fresko mit der goldenen Inschrift „Sancti Bavariae patroni omnes orate pro nobis“ (Ihr heiligen Patrone Bayerns alle, betet für uns). In Bethlehem, einheimisch auf der zweiten Silbe betont, erinnerte alles an König David, an die Jungfrau Maria und an den Heiligen Hieronymus. Am Toten Meer wiederum, mit seiner öden Sand- und Strauchlandschaft, zeigte ein aufkommender Wirbelsturm düstere Seiten des Orients.

Ganz anders wirkten das alte Jericho und der Blick auf das Jordantal. Die zahlreichen Oasen spiegelten blaue Himmelsfetzen wider und gaben Raum für ein prächtiges Panorama. Beengt wurde es jedoch an der Allenby-Brücke, am einzigen Grenzübergang zwischen Israel und dem „Land am Jordan“, Jordanien. Mit Glück erklomm ein klein geratener Uniformierter unser Auto, stellte sich als „Abraham“ vor und lotste zum eigentlichen Grenzpunkt am „herabsteigenden Fluss“, dem Jordan. Das Gepäck musste jeder selbst tragen. Orientalische Beflissenheit war ein Fremdwort. Da aber jede Menge Scharfschützen hinter den Sandsäcken lauerten, konnte ein Koffer Schutz bieten oder auch Energiespender sein – bei bitterkalten Temperaturen. Bald half der Botschafts-Mercedes.

Vorbei am alten Gerasa, modern Jerash, mit seinem Hadrian-Bogen, Hippodrom und Viadukt aus römischer Zeit, welche nach dem großen Erdbeben des 6. Jahrhunderts überlebt hatten, tauchte die Hauptstadt des

„kleinen Königs“ Hussein auf. Amman pritzte mit einer vierspurigen Stadtautobahn und mit großspurigen westlichen Hotels. Bei nassem Schneetreiben kam keine morgenländische Sehnsucht auf. Sogar das Goethe-Institut wirkte einfach und trist.

Noch schlechter erging es vielen Einheimischen. Das Flüchtlingslager Bakaa, 1949 von den Weltmächten gegründet und später von der UNO betreut, sollte vorübergehend helfen. Doch die bösen Geister hatten es zur Dauereinrichtung verdammt. Durch den Sieben-Tage-Krieg von 1967 hatte sich ein weiterer palästinensischer Flüchtlingsstrom ergeben. Gegenwärtig mussten etwa sechzigtausend Menschen hier leben. Wegen starker Regenfälle zeigten sich außerdem die schmalen Lehmgässchen aufgeweicht und die inzwischen zwar festen Behausungen nicht sonderlich einladend.

Selbst die Hauptstadt lockte in dieser Jahreszeit nicht direkt. Amman schien im Orient die am wenigsten verführerische Stadt zu sein.

Es geschah ein halbes Jahr später. Ein neuzeitlicher „Fliegender Teppich“ trug manche Pilger bequem nach Arabien. Am Abend des 26. Oktobers 1985 stand Generalkonsul Otto Schnittger in Dschidda zum Empfang von zwei Mitgliedern des Haushaltsausschusses bereit. Der eine hieß Peter Würtz, der andere war ich. Der Diplomat verfrachtete seine Gäste in das Hotel *Alhama Sofitel*, ließ sie dann aber, nach einer kurzen Vorbesprechung, in Ruhe nächtigen.

Denn am nächsten Tag, für Christen Sonntag, in Dschidda aber gewöhnlicher Werktag, sollte es anstrengende Gespräche in den Räumen der einstigen deutschen Botschaft geben, die jetzt dem Generalkonsul diene. Besonders in der Deutschen Schule stellten wissbegierige Kinder deutscher Experten, die in Saudi-Arabien lebten, aber auch einige Einheimische ihre Fragen. Schulleiter Diekmann lenkte jedoch bald die Diesellose auf einer neuen achtspurigen Autobahn gen Mekka. Bis vor die Tore der Pilgerstadt durften die Ungläubigen, hinein natürlich nicht. Von der Anhöhe herab war die islamische Riesenstadt verschwommen sichtbar. Erahnt wurde sie auch beim Anblick des „Abwasser-Sees“, der längst selbst einer Kläranlage bedurft hätte.

Zurück in Dschidda und beim abendlichen Barbecue des deutschen Generalkonsuls ergaben sich dann weitere Gespräche mit den Angehörigen der Diplomaten, mit den Lehrern und mit den GTZ-Experten, die beim Aufbau des neureichen Landes helfen wollten. Es war klar, dass manchem Märchen auf die Sprünge geholfen werden musste. Die Deutschen spielten gerne mit.

So ergab es sich auch, dass früh am nächsten Morgen eine Maschine der *Saudia Airlines* hinüber in die neue Hauptstadt des Königreichs der Saudis schwebte. Die wenigen Stewardessen verbreiteten züchtigen Charme, waren aber nicht verschleiert. Nur Alkohol wollten sie nicht kredenzen, lediglich Tee, Kaffee und Säfte. Trotzdem duftete alles herrlich orientalisch und stimmte auf Riad ein, wo Botschafter Walter Nowak am Gate zur Begrüßung bereitstand. Mitten in die Wüste hinein war

der Flughafen errichtet worden. Deshalb bedeutete es eine fünfzig Kilometer lange Autofahrt, bis die Ankunft im *Hotel Al Khozama* geschafft war.

Es beeindruckte mich dann sehr, dass ich in meinem geräumigen Zimmer reichlich Schreibpapier vorfand, welches mit meinem Namen gekennzeichnet war. Auch Obst und Süßigkeiten reizten. Dienstbeflissene weibliche Wesen blieben allerdings unserer Fantasie vorbehalten. Schnell lernten wir, dass diese Wesen kaum etwas galten, durften sie doch weder selbst ein Auto lenken noch in der Öffentlichkeit auftreten. Das mache das Leben belastend und trist, hörten wir. Denn die Mütter bräuchten Dienstautos, wenn sie die Kinder in die Schule fahren wollten, und diese Dienstautos seien längst untauglich, weil sie kaum Reparaturzeiten in Anspruch nehmen könnten. Die herrlichen Zeiten der fliegenden Teppiche seien längst vergessen. Wage es eine Moslemin gar, mit einem Christen verheiratet zu sein, oder umgekehrt, dann lebe die betreffende Person dauernd unter einem Fallbeil. Sie konnte jederzeit verhaftet werden. Als drastisches Beispiel meldete sich eine jüngere Botschaftsangehörige, die mit einem aus Beirut stammenden Hotel-Manager verheiratet war. Sie stand in Diensten der Deutschen Botschaft, bekam aber wegen ihres Familienstandes nur geringstes Gehalt.

Die Blicke der Unglücklichen wirkten hilfeschend, aber bald auch neugierig-lockend. Als märchenhaft empfinde sie ihr Leben schon lange nicht mehr, flüsterte die Manager-Ehefrau schließlich den eifrig Lauschenden zu.

Typisch Orientalisches gab es nicht ununterbrochen. Nach aufreibenden Gesprächen in der König-Saud-Universität, in der Deutschen Schule sowie in zwei saudischen Ministerien, jeweils mit dem Ziel, deutsch-arabische Investitionen im Wissenschaftssektor voranzubringen, wartete bereits das Flugzeug nach Kuwait. Es war früher Abend, als Botschafter Wersdörfer dort vor laufenden Kameras zu kurzen Statements bat und die kleine Delegation ins *Hotel Hilton* bringen ließ.

Nach einer unruhigen Nacht war es mir durch einen planenden Geist vergönnt, das neue Prachtgebäude der National Assembly zu begutachten, also das Parlament. Mit dem Finanz- und Wirtschaftsminister Kuwaits, Seiner Exzellenz Jassim Al Kharafi, unterhielt ich mich dort über eine vertiefte deutsch-kuwaitische Zusammenarbeit.

Als wir anschließend dem freundlichen Präsidenten der Nationalversammlung die Aufwartung machten, Seiner Exzellenz Al Sadun, drehte das Fernsehen erneut Aufnahmen. Denn mitanwesend waren auch die Botschafter anderer EG-Länder, die den Kontakt zum Golf pflegten. Malerisch in Landestracht gekleidet wirkte Al Sadun, hinreißend schön das orientalische Gebäude, verlockend jegliche Süßspeise, die stets zum Empfang gehörte. Aus den Fenstern sah ich den Golf von Kuwait und weitere beeindruckende Paläste. Nie hatte ich vorher vernommen, dass Kuwait ein durchaus beachtliches Land war und dass Porsche, Siemens und zahlreiche andere deutsche Unternehmen längst verankert schienen. Doch noch am Abend brachte uns ein Flugzeug der *Kuwait Airways* mit einer Zwischenlandung in Doha nach Oman.

Das „Morgenland“ dort wirkte zunächst unangenehm. Denn bei der Ankunft in Muscat Seeb International Airport war es zwei Uhr nachts, und bereits vier Uhr beim Einchecken im Hotel *Intercontinental*. Wenigstens ging alles gut, dafür hatte Botschafter Dieter Simon gesorgt. Um 9 Uhr hatte er aber ein Gespräch beim großen Staatsminister für Auswärtige Angelegenheiten geplant.

Der neue Marmorprachtbau befand sich in direkter Hotel-Nachbarschaft, so dass keine zermürende Anfahrt nötig war. Der Minister mit dem jedem Karl May-Freund vertraut klingenden Namen Yousuf bin Alawi bin Abdullah beließ es bei Höflichkeitsfloskeln, denn es warteten auch schon der Präsident der Beratenden Staatsversammlung, Hamoud bin Abdallah al-Harthy, sowie zahlreiche Vertreter der deutschen Wirtschaft.

Malerisch wurde es erst wieder bei der Fahrt durch das festlich geschmückte Muscat hinab zum Sultanspalast. Die Wachen passten in wundervollem Gewande und mit einem Krummdolch im Gürtel auf, dass nichts Unrechtes geschah. Irgendwie erinnerte alles an Monaco, das blaue Meer, die weißen Gebäude, die ruhige Umgebung voller Frieden und Hoffnung. Der Sultan von Oman galt auch im Westen als wahre Hoffnung. Der 1940 geborene Qabus ibn Sa'id Al Sa'id war Kadett in der britischen Militär-Akademie Sandhurst und hatte auch in der britischen Rheinarmee gedient, sieben Monate in Minden. Dann hatte er sich allerdings am 23. Juli 1970 gegen seinen Vater gestellt, dem siebten direkten Nachkommen der 1741 begründeten Al-Bu-Sa'id-Dynastie.

Ab diesem Staatsstreich regierte Qabus fast absolut, aber fest in westlichen Verbindungen verankert. Wie man hörte, galt ihm auch das bayerische Voralpenland als vertraut. Eine Sommerresidenz bei Garmisch sei ins Auge gefasst, wurde geraunt. Überall in der Stadt lächelte das bartumrankte und mit einem Turban geschmückte Haupt des Sultans von Plakaten und Gemälden. Qabus strahlte Freundlichkeit aus, die Hafenstadt sowieso.

Etwas anders wirkte die Fahrt durch die steinige Berglandschaft nach Nizwa. Das dortige Fort lud zur Besichtigung ein, war es doch auf einer uralten Burganlage errichtet worden. Das kraftstrotzende Bollwerk mit dickem Rundturm und langer Zinnen-Mauer blieb lange Jahrhunderte uneinnehmbar.

Natürlich hatte inzwischen der Zahn der Zeit genagt. Von den vielen Kanonen waren nur noch wenige übrig. Mit seinen achtundzwanzig Metern war der Turm aber immer noch das höchste Bauwerk in Oman. Klar, dass uns dort auch der Mali empfing, der Gouverneur der Provinz, der ebenfalls in festliche Tracht gewandet auftrat.

Nie hatte ich gedacht, dass das auf der Landkarte so kleine Oman erst nach weiteren fünfhundert Kilometern zu Ende ging. In der Grenzstadt Al Ain erwartete uns der deutsche Botschafter in den Vereinigten Arabischen Emiraten, Thomas Trömel. Im *Hilton Hotel* konnten wir uns kurz erfrischen, um dann die aus dem 4. vorchristlichen Jahrtausend stammenden *Hili-Gräber* zu begutachten und schließlich nach weiteren hundertdreißig Kilometern in Dubai anzukommen.

Es muss jetzt eingestanden werden: wie abendländische Gesandte wirkten wir längst nicht mehr. Hitze und Wüstenstaub hatten uns schwer zugesetzt. Wir sagten uns gegenseitig immer wieder unsere Namen, um erkannt zu bleiben. Doch wie die berühmte Oase am flimmernden Horizont tauchte das *Dubai Sheraton Hotel* auf. Da es real existierte, konnten wir eintreten, unsere Luxussuiten aufsuchen und uns zivilisieren.

Erhard Noreisch, der aus Deutschland stammende Generalmanager, lud mit persönlicher Karte in arabisch-englischer Sprache zum wieder erneut märchenhaften Abendessen ein. Die drei deutschen Abgesandten Peter Würtz, Hermann Gründel und Klaus Rose fühlten sich also schnell wie im Land der Drei Könige. Die anschließende Nacht fiel endlich traumhaft aus.

Doch in Dubai selbst wartete auch wieder Arbeit, das heißt die Aussprache mit verschiedenen Politikern, mit Geschäftsleuten und mit dem Botschaftspersonal. Auch das Fernsehen war wieder dabei und als Höhepunkt der Besuch bei Scheich Hamdan bin Mohamed, dem stellvertretenden Ministerpräsidenten der Vereinigten Arabischen Emirate. Wir wussten inzwischen, dass Abu Dhabi den Ersten Minister stellte und Dubai den zweiten.

Dubai stand seit 1833 unter der Herrschaft der Familie Maktum. Emir bedeutete „Befehlshaber“, wortverwandt mit Admiral. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Großbritannien einen Schutzvertrag gewährt, doch seit 1971 war Dubai selbständig geworden, wie die anderen Trucial States auch, also die von Großbritannien beschützten Emirate. Ursprünglich, so hieß es, hatten die

Männer als Fischer und Perlentaucher gelebt, dann vom Seehandel und später von der neuen Erdölindustrie. Seither leiste man sich Prachtbauten vom Feinsten und erinnere sich an märchenhafte Zeiten, wie sie an den Lagerfeuern und Oasenufern erzählt wurden.

Für die Scharen von Fremdarbeitern habe man im Jahr 1963 sogar den Bau einer ersten Kirche in den Vereinigten Arabischen Emiraten zugestanden, wurde vermerkt.

Es war uns aber nochmals ein morgenländischer Traum vergönnt. In einem vergoldeten Mercedes 1001 wurden wir nämlich zur Falkenzucht gebracht. Unsere Begleiter mit ihren ebenfalls vergoldeten Maschinenpistolen gaben den perfekten orientalischen Eindruck. Dass die Pistolen die Aufschrift „Heckler & Koch“ trugen, stärkte unser Sicherheitsgefühl.

Doch noch um 23 Uhr nachts riss uns eine Maschine der *Swissair* wieder aus allen Träumen. Mit ihr entführte man uns aus einem kleinen Paradies, schenkte uns aber gegen Mittag des nächsten Tages wieder die Heimat an der Donau. Nicht nur wegen des Novembernebels fühlte ich mich ernüchert und im wahrsten Sinn des Wortes aus allen Träumen gerissen.

Es geschah aber erneut, dass in den Oasen des Morgenlandes freundliche Geister Pläne schmiedeten. Sie sandten eine Botschaft nach Bonn am Rhein und wünschten sehnsüchtig einen weiteren Besuch der einst wohlgefällig aufgenommenen Gäste. Wie an unsichtbaren Strahlen rutschten diese Wesen also ein weiteres Mal an die Gefilde der Wasserbesitzer, denen

das Öl des Aladdin die Lampen erglühen ließ. Viele Ölquellen erleuchteten inzwischen zusätzlich das Land, das noch feuriger zu Geschäften unter Freunden einlud. Ob auch vierzig Räuber unter ihnen sein könnten, wer sah das schon auf den ersten Blick.

An den Gestaden des Golfs bei Dahrán lockte also das *Oberoi Hotel* mit seiner lichter- und marmorgesättigten Pracht. Doch die Nacht vom 5. auf 6. April des christlichen Jahres 1986 bot keinerlei Gelüste, wie sie noch in den Märchen der Scheherazade verzückten. Die Erinnerung an dieses Töchterlein des Wesirs des persischen Königs Schahriyar half aber über die Ernüchterung hinweg. Es hatte keinerlei Getränke oder gar Spirituosen noch weibliches Personal gegeben. Lediglich eine tief verhüllte Araberin war neben ihrem Wüstengemahl her getrippelt und schnell im Seiteneingang verschwunden.

Auch zwei ostasiatische Stewardessen waren kurz über den Gang gehuscht. Dem Gedanken an Scheherazade half diese kleine Fata Morgana. Es kam mir in den Sinn, dass sie den grausamen König Schahriyar tausend und eine Nacht lang mit Geschichten erfreute, die es ihm unmöglich machten, sie zu bestrafen. Er war vielmehr neugierig geworden und wartete stets auf die nächste Nacht mit ihr, um sie schließlich zu heiraten und mit ihr glücklich zu werden.

Mir selbst waren jedoch nur zwei Nächte im *Oberoi* vergönnt. Das breite Bett ermöglichte mir, mich herumzuwälzen und meine stressigen Albträume zu verarbeiten. Sie waren verstärkt worden, weil mein Gepäck nicht mitgereist war und mir das frische Hemd

fehlte. Nach einem kleinen Frühstück im Raum *Al Bustan* wartete jedenfalls die jeweilige umfangreiche Tagesarbeit. Es galt, die Hoffnungen von Personal und Schülereltern der kleinen deutschen Schule zu stärken.

Deren Chefin, Frau Mastriforte, unterrichtete in Latein, Französisch, aber auch in Mathematik und Chemie. Dreiundsechzig Schüler von deutschen Experten und einigen Einheimischen waren wissbegierig. Die deutschen Fußballergebnisse wussten sie wie aus der Pistole geschossen. Doch die Besitzrechte am Gebäude und die Leitungsrechte waren umstritten. Einen Trägerverein gab es trotz mancher Erfolge noch nicht, so dass man sich vom deutschen Bundesverwaltungsamt Hilfe erhoffte.

Hatte schon dieser Termin ernüchternd gewirkt, so gab der Besuch bei der neuen „Öl- und Mineralien-Universität Dahrán“ ebenfalls wenig Märchenhaftes ab. Wenigstens konnte der erneut herbeigeeilte Botschafter Nowack seinen Antrittsbesuch machen, um auch die mehr als ein Dutzend deutschen Wissenschaftler kennenzulernen. Diese allerdings gaben zu, verwöhnt zu werden. Sie mussten keinerlei Steuern an ihrem neuen Wirkungsort entrichten.

Dann gab es doch noch etwas zu bestaunen. Mastrifortes amerikanischer Ehemann, welcher bei der ARAMCO beschäftigt war, der arabisch-amerikanischen Ölgesellschaft, suchte unsere Nähe und sagte:

„Haben Sie Interesse, dem Anfang des saudischen Märchens nahe zu kommen?“

Wir wussten nicht genau, worauf er hinauswollte. Das Wort „Märchen“ klang in dieser Gegend aber immer gut. So nickten wir neugierig.

Da führte er uns in die Nähe des legendären Bohrlochs Nr. 7. Dort war 1938 das erste Saudi-Öl hervorgequollen. Von Aladdin war weit und breit nichts zu sehen. Trotzdem musste ich unwillkürlich an ihn denken. Zu märchenhaft hatte der Aufstieg der saudischen Herrscher begonnen.

Aladdin hieß auch der amtierende ARAMCO-Präsident nicht, lediglich Naimi. Dieser lobte aber beim anschließenden Essen die einheimischen und ausländischen Fachkräfte, die es in seiner Firma zu Meisterehren in technischen Berufen gebracht hatten. Naimi wirkte stolz, einer so bedeutenden amerikanisch-saudischen Gesellschaft vorzustehen. Aber viel Zeit hatte er für seine Gäste auch wieder nicht. Dafür schien etwas anderes märchenhaft zu sein. Das war die allgegenwärtige Disziplin.

Ein unsichtbarer Geist schien folgende strenge Regel vorgegeben zu haben:

„Verschließt morgens um sieben Uhr alle Türen. Jeder Spätankömmling soll auffällig um Einlass bitten müssen.“

Diese Regel gab es tatsächlich. Von Backenstreichen oder Gesäßhieben der Gescholtenen hörte man aber nichts.

Da es sich beim ARAMCO-Komplex um ein weitläufiges Gelände handelte, mit eigenen Schulen, Krankenhäusern, Sportanlagen, Wohnungen, Wasser- und Energie-Versorgungs-Einheiten oder auch Einkaufsmöglichkeiten, spürten wir erneut die märchenhafte Entwicklung, aber

auch die Tatsache, dass es sich um einen kleinen „US-Staat“ im Königsstaat der Saudis handelte. Der gleichzeitig anwesende US-Vizepräsident George Bush vertiefte diesen Eindruck. Nur die neue Bahnstrecke vom Bahnhof Damman zur Hauptstadt Riad vermittelte wieder die Souveränität des Landes.

Das Bahnhofsgebäude war nichts anderes als ein Vorort-Kiosk aus Holz. Sein Wartesaal wurde von zahlreichem Personal bewacht. Ein weiteres tat eine große Tafel, die alle Moslemfrauen warnte, die Bahn ohne männliche Begleitung zu nutzen. Das alles führte dazu, dass fast nur Männer die Zugfahrt antraten. Doch plötzlich fanden sich auch unverhüllte Inderinnen ein und sogar eine westliche Touristin. Ob sich den Arabern der Magen umdrehte, war nicht zu erkennen.

Immerhin wirkte der Großraumwagen 1. Klasse blitzsauber und angenehm klimatisiert. Orientalische Klänge und arabische Nachrichten lenkten die Reisenden von der öden Wüstenlandschaft ab. Zahlreiche Bohrtürme erinnerten an die neue Zeit. Nach vier Stunden erreichte der Leichtmetallzug den Bahnhof der Hauptstadt. Es war dort Mittagszeit. Das schon bekannte *Hotel Al Khozama* nahm die Reisenden in Empfang. Auf den luxuriösen Zimmern luden wieder Obstteller und reichlich süßes Gebäck zum Naschen ein.

In der König Saud-Universität begrüßte Professor Suleimani von der zahnmedizinischen Fakultät seine Gäste in vorzüglichem Deutsch. Er war im bescheidenen Münster zum Chirurgen ausgebildet worden und durfte jetzt mit modernsten Geräten die schon zahlreichen

Patienten behandeln. Eine Bitte trug er noch vor: die wissenschaftliche Nachbetreuung durch Deutschland sei dringend erwünscht. Denn auch im Orient habe man Träume, Träume von der nie nachlassenden Gesundheit der Bevölkerung mit Hilfe deutscher Unterstützung.

Ein seltsamer Traum schien mir in Erfüllung zu gehen. Mein Gepäck war immer noch nicht nachgeliefert worden. Denselben Anzug drei Tage zu tragen, war kein Problem. Doch das Hemd zu wechseln, tat längst Not. Also erbot sich Botschafter Nowack persönlich, eines seiner vielen Hemden auszuleihen. Dieses passte so einigermaßen und ließ den neuen Träger eine gute Figur bei einem traumhaften Empfang machen.

Ein saudischer Geschäftsmann nämlich, welcher mit einer Unterfränkin verheiratet war, hatte zahlreiche Gäste zum Abendessen in sein Haus geladen. Ein eigens aus Deutschland eingeflogener Küchenmeister hatte einen exzellenten Hammelbraten zubereitet und auch sonst allerlei Köstlichkeiten auf den Tisch gestellt.

Simsalabim, da war auch schon ein Buffet mit teurem Alkohol vorbereitet, mit Gin, Whiskey und Wodka. Es war zwar auch Wasser in goldenen Schalen dargebracht worden. Doch nahezu alle Gäste sprachen den west-östlichen Reizen zu, die Saudis ebenso wie die Deutschen.

Äußerst gepflegte Ehefrauen der Diplomaten und Wirtschaftsbosse erfreuten sich ebenfalls des Halts am Gin-Glas. Bald lockerten sich die Zungen, vom langen Herumstehen ermüdeten aber die Beine. Kurz vor Mitternacht hieß es *Sesam öffne dich*.

Ein zurückgezogener Vorhang gab den Blick frei auf weitere kulinarische Genüsse Arabiens. Gierig stürzten sich alle auf die lukullischen Leckereien. Aussehen, Rang und Namen spielten keine Rolle mehr. Wie häufig die Stadtbewohner derartige Ereignisse nutzten, wurde nicht bekannt. Die Neuankömmlinge aber hatten so viel Unerwartetes gesehen und genossen, dass sie eine schwere Nacht durchmachten. Mancher Traum schilderte sogar geplatze Bäuche, die der Kiefer-Chirurg Suleimani hurtig zusammenflickte. Wunder war es nicht, hatte doch das nächtliche Schlemmen im ansonsten strengen Ramadan stattgefunden.

Bald schien es, der unruhige Schlaf sei nur der Vorbote einer erfreulichen Wahrheit gewesen. Am Morgen wurde nämlich stolz verkündet, der Koffer sei eingetroffen. Gerade hatte ich die Kleinwäsche im Hotel zur Bearbeitung abgegeben, doch nach den Formalitäten am Flughafen kam das ungeöffnete Gepäckstück tatsächlich wohlbehalten an. Die Lufthansa schenkte zum Ausgleich der Nachteile ein blaues zusammenfaltbares Täschchen, das vorher schon hilfreich gewesen wäre. Doch auch jetzt machte es Freude. Es sollte für viele Jahre als bereicherndes Andenken dienen.

Im Gedächtnis blieb auch der Meinungs-austausch mit dem staatlichen Forschungszentrum *King-Abdul-Aziz-City of Science and Technology*. Denn erstens stand sein Präsident im Ministerrang und zweitens gab er eine ungeschminkt-politische Antwort auf die Frage, warum die Zusammenarbeit mit Deutschland noch zu wünschen übriglasse.

„Die Deutschen stellen uns immer hinter Israel. Wenn Ihr mit uns zusammenarbeiten wollt, dürft Ihr nicht immer jammern, dass die Israelis dann unglücklich wären. Entweder Waffen auch an Saudi-Arabien oder auch nicht an Israel“, äußerte Präsident Saleh Abdulrahman Al-Athel energisch.

In seinem weißen Kaftan mit landestypischer Kopfbedeckung sah der drahtige Präsident aber alles andere als streng aus. Er ließ seine Gäste sogar hinausfahren zum „Sonnendorf“, das in der Nähe der alten Beduinensiedlung Al Jubaylah entstand. Seit 1981 waren riesige US-Solar-Zellen aufgestellt worden, vorher schon gewaltige deutsche Sonnenspiegel. Das Eingeständnis der Saudis, sie könnten noch längst keine Energie speichern und sie würden ständig behindert durch schlechtes Wetter, Sandstürme oder auch die frühe Dunkelheit, wirkte erfrischend und sympathisch.

Ähnlich angenehm trat Mansour Ibrahim Al-Turki auf, der Universitätspräsident. Er beklagte offen, dass es noch keine saudisch-deutsche Universitätskontakte gebe, höchstens einige persönliche Verbindungen. Mit fünfundzwanzigtausend männlichen und immerhin siebentausend weiblichen Studenten strebe man eine gute Zukunft an, meinte der ebenfalls mit Ministerrang versehene Präsident. Viele der Studierenden kämen aus dem Ausland, wenn auch niemand aus dem Ostblock, fügte er fast betrübt hinzu. Auf bessere Kontakte freue er sich stets.

„Die Deutschen grüßen das Morgenland“. So konnte man den im Rohbau fertiggestellten Neubau der Deutschen

Botschaft bezeichnen. Obwohl von der zuständigen Bundesbaudirektion in Berlin verantwortet, lockte die bereits fertiggestellte Palmenauffahrt zum näheren Kennenlernen. Auch der zeltartige „Diplomatische Club“ bot ein orientalisches Bild. Die Konkurrenz zu den vielen anderen Neubauten in Riad rief aber die Wirklichkeit zurück. Mit der Fantasie der Saudis konnten es die Deutschen noch lange nicht aufnehmen. Wahrscheinlich hätte auch der Bundesrechnungshof dazwischengefunkt. Ihm reichte die häufige Abendröte über den anderen prächtigen orientalischen Gebäuden. Das deutsche Ensemble sollte eben deutsch bleiben.

Verführerisches gab es auf anderer Ebene. Ich hatte nämlich jener deutschen Botschaftsangehörigen einen persönlichen Gruß bestellen lassen, welche beim früheren Besuch freimütig die Lage der Frauen in Riad beklagt hatte. Sie war gleichzeitig die Ehefrau des Generalmanagers aller Interconti-Hotels im Nahen und Mittleren Osten und wollte sich für mein Interesse mit einer märchenhaften Mittags-Einladung ins neue Restaurant der „Rotisserie Oasis“ des *Interconti Riad* revanchieren.

„Dergleichen aß ich noch nie“, dachte ich, als ich mit einer kleinen Runde deutscher Experten schlemmen konnte, was das Herz beehrte. Gartensalate mitten in der Wüste? Kein Problem, auch nicht Trüffel und Entenbrust-Scheiben oder Zucchini-Cremesuppe mit Sahnehäubchen sowie als dritter Gang Lachs in Basilikum und mit wildem Reis. Nicht genug damit, als vierter Gang reizte ein Kalbsfilet in Senfkörnersoße mit feinem Gemüse und mit

Kartoffelkrapfen. Obwohl alle schon nach Luft japsten, wiesen sie den anschließenden warmen Zitronenkuchen mit Pralineneis und Vanillesabayon nicht zurück. Auch zum abschließenden Kaffee gab es nochmals die typischen „feinen Naschereien“.

Ma'assalama war das Wenigste, was wir zum Abschluss hervorstießen, „Friede sei mit Dir“, und natürlich sowieso „Thank you very much, indeed“.

Der Generalmanager hatte nur kurz zur Begrüßung in das Restaurant geschaut. Er überreichte mir aber ein kleines Kuvert seiner Frau mit Grüßen und Visitenkarte. So wusste ich fortan, dass sie Khalife hieß und zwar tapfer an der Deutschen Botschaft wirkte, sich aber eigentlich jeden Luxus leisten konnte – wenn da nur nicht das Gefühl des eingeschränkten Lebens gewesen wäre. Auf der hübschen Visitenkarte war außerdem, klein und handgeschrieben, eine zweite Adresse zu sehen, eine in Köln, wo Frau Khalife offenbar herstammte. Bevor ich aber ins Nachdenken kommen konnte, ging der Besuch in Riad seinem Ende entgegen. Das nächste arabische Land wartete, wieder einmal Kuwait, das nach rund einer Stunde Flugzeit erreicht wurde.

Im gepanzerten Dienst-Mercedes der Deutschen Botschaft ging es an die glitzernden Gestade des Arabischen Golfs. Das Luxushotel *Kuwait Regency* lud für eine Nacht zur Erholung ein. Es wurde von Herrn Raffler gemanagt, ebenfalls einem Deutschen.

Die deutsche Gemeinde war auch in Kuwait stetig angewachsen. Da die Lufthansa gerade ihren Manager

verabschiedete, ergab sich ein reger Gedankenaustausch mit allen deutschen Wirtschaftsvertretern. Der Orient hatte sie deutlich in seinen Bann gezogen. Manche gaben unumwunden zu, dass sie zu Hause keinen derartigen Luxus genießen könnten wie jetzt in Kuwait oder in den Emiraten. Manches Märchen war für sie wahr geworden. Ob sie auch zarte Geschöpfe wie Scheherazade treffen konnten, blieb wegen der Kürze der Gespräche verborgen.

Mir selbst aber war ein eigenartiger Traum gegönnt, und bekanntlich nicht wegen alkoholischer Genüsse. Ich hatte plötzlich den Kölner Dom vor mir gesehen und viele Menschen. Mein Fokus richtete sich bald auf eine Frau, deren Antlitz mir bekannt vorkam. Schnell verschwand das Gesicht hinter einem Schleier. Die Augen aber blitzten verführerisch. Ich wollte in etwa sagen: *Sie kenne ich doch, Riad und so*. Da sah ich ein kleines Tablett mit arabischen Süßigkeiten vor mir und glaubte den Seufzer zu vernehmen „Naschen Sie ruhig“. Dann entschwand die schlanke Frau in einer Nebenstraße.

Am Morgen erinnerte ich mich an den seltsamen Traum. Ich kramte nach der Visitenkarte der „Frau des Khalifen“ und erkundete den Kölner Straßennamen. Leider konnte ich damit nichts anfangen. Denn Köln war mir weitgehend unbekannt.

Schnell wechselten die Gedanken zur Tagesarbeit. In der englischsprachigen Ausgabe der „Kuwait Times“ war nämlich der Besuch von „zwei Mitgliedern des Deutschen Bundestages“ angekündigt worden. Die Namen Klaus Rose und Fred Zander wurden hervorgehoben. Dann hieß

es, diese hätten Gespräche vor mit dem Bildungsminister sowie mit dem Parlamentspräsidenten. Letzterer, der bereits bekannte Al Sadun, zeigte sich sehr besorgt wegen der neuen Kriegslage „nur fünfzig Meilen vom Parlamentsgebäude entfernt“. Seit sechs Jahren würden Iraker und Iraner aufeinander schießen, die Lage werde immer ernster. Er hoffe auf einen Friedensplan für die Golfregion und erwarte auch die Unterstützung der Deutschen. „Der Krieg nutzt niemandem“, sagte der Präsident mit trauriger Stimme.

Beim Anblick der vielen Daus, den typischen Segelschiffen der Region, sowie eines Schaftransporters aus Australien drüben im Hafen verstärkte sich die Sorge, es könnte bald vorbei sein mit der augenscheinlichen friedlichen Idylle. Die glänzend ausgebaute Stadt Kuwait mit ihren belebten Straßen und weiß-blauen Mercedes-Benz-Bussen darf auf keinen Fall zerstört werden, sagte ich zu mir. Sonst wäre alles nur eine Fata Morgana gewesen und die Menschen müssten wieder ihr karges Beduinenleben fristen. Das wäre auch deshalb unverdient, dachte ich, weil anders als im Nachbarland Saudi-Arabien längst Frauen am Steuer sitzen durften, lustig anzusehen angesichts der bulligen Größe der Luxus-Autos. Wie eine lebendige südeuropäische Großstadt wirkte die Stadt Kuwait, wären da nicht die verschleierte Frauen gewesen. Als sogar noch einige Regenwolken aufzogen, veränderte sich mein Bild von einem Wüsten-Staat nochmals.

Deutsche Wissenschaftler hatte es längst in den politisch-gemäßigten Teil des Arabischen Golfs gezogen. Kuwait wollte vorne mitmarschieren bei der Biotechnik, der

Solarenergie oder dem Umweltschutz. Im Institut für wissenschaftliche Forschung hatte der jugendliche Generaldirektor Adnan Shihab Aldin das Sagen, ein Kernphysiker. In der Wüste nahe Kuwait dämmerten aber die riesigen Solarfelder im Wüstenstaub dahin. Aladdins Wunderlampe zeigte noch nicht überall Wirkung, musste ich unwillkürlich denken. Das Sonnenkraftwerk Sulaibya jedenfalls hatte so wenig Sonnenenergie erzeugt, dass sich die deutsche Firma MBB wieder zurückgezog.

Märchenhafterer Erfolg schien dem Projekt „Wiedergewinnung von Sandgebieten für die Landwirtschaft“ und „Meerwasserentsalzungsanlage in Doha“ beschieden zu sein. Die deutsche „Geesthacht GmbH“ hatte gut investiert. Man wartete jetzt bloß noch auf den großen Zauberer, der für mehr als tausendundein Jahr Rendite einfahren sollte. Von Sonne, Sand und Regen geblendet erlebten die deutschen Besucher auch keine arabische Nacht mehr und keinen schönen Traum. Kuwait bei Nacht war Bonn am Rhein sehr ähnlich.

Dafür gestaltete sich der nächste Tag mehr als aufregend. Es ging ins kuwaitisch-irakische Grenzgebiet, doch vorher noch zum großen Schaf-Souk am Stadtrand. Nicht bloß die Dish-dasha, die orientalischen Gewänder, sondern auch die unterschiedlichen Kopfbedeckungen verzückten. Die Geschäftigkeit der Bauern und Marktschreier, die gespielte Langeweile der Falkenhändler und Teppichverkäufer, die altkluge Gewandtheit der kindlichen Vogelkäfig-Halter oder die fingerflinken Reparaturkünstler von allerhand Flohmarktware und Secondhand-Material führten ins

eigentliche Leben zurück. Ein Mund- und Nasenschutz wäre allerdings auch vonnöten gewesen, vermischte sich doch der Gestank der Schafböcke und der Hühnerhaufen, des Schweißes der Menschen und des Duftes der Kaffeemaschinen. Sogar die Schuhe mussten vor der Weiterfahrt gesäubert werden. Hühnerdreck und Ziegenmist hatten sich dort zentimeterdick angesaugt.

Es geschah sodann, dass der Diplomaten-Konvoi ungestört nach etwa hundert Kilometer auf der breiten Autobahn die irakische Staatsgrenze bei Al-Abdalay erreichte. An beiden Seiten der Straße hatten immer wieder Autowracks signalisiert, dass es unglücklichere Zeitgenossen gegeben hatte. Von Leben sonst keine Spur, nur die Stromleitungen kündeten von Aktivitäten, ebenso mancher Bautrupp. Der Grenzübergang selbst wirkte trostlos und unwirtlich.

Bedienstete brachten dann ein Schälchen arabischen Kaffees und die Erklärung, dass zu Beginn des irakisch-iranischen Kriegs Bomben auf das Grenzhäuschen gefallen seien. Jetzt aber seien die feindlichen Truppen etwa vierzig Meilen entfernt. Im April 1986 sei Entspannung angesagt und ein leichter Grenzverkehr. Wie es insgesamt weitergehe, wisse nur Allah. Dass man mit einer Million Toten rechne, sei leider Gewissheit. Seit dem Jahr 1979 mit der Ausrufung der islamischen Revolution in Iran sei nichts mehr wie früher. Denn neben dem iranisch-irakischen Krieg habe es auch den Sturm saudischer Fundamentalisten auf die Große Moschee in Mekka gegeben, was die Saudis noch mehr gereizt habe. Von Afghanistan bis zum Jemen befinde sich die Region

im Aufruhr. Mache man sich das neue Leben selbst wieder kaputt? Diese Frage blieb ungeklärt im Raum. Es hieß dann sowieso: „Wir müssen zurückkehren“ und als Antwort: „Ist auch besser so“

Zurück am abendlichen Hotel-Pool in der Stadt Kuwait schien ein anderes Wunder geschehen zu sein. Einige junge Damen genossen nämlich im Bikini die kleinen Fluten, ohne dass die Sittenpolizei erschien. Zur genaueren Befragung war aber keine Zeit verblieben.

Gulf Air Nr. 234 beförderte später noch die beiden deutschen Orient-Freunde zur Hauptstadt Doha auf der Halbinsel Katar im Arabischen Golf. Völlig überraschend spendierten die Stewardessen Gin Tonic, Whiskey on the rocks, und sogar ein Glas Champagner. Es war aber nur ein kurzer Traum von fünfzig Minuten Flugzeit. Er hatte aber gereicht, um „Doha am Arabischen Golf“ mit einem „oha“ zu begrüßen. Im pyramidenähnlichen Hotel *Doha Sheraton* fanden sich Zimmer mit prächtigem Blick auf das Wasser. Botschafter Steppan hatte ein geheimnisvolles Täschchen überreicht. Sein Inhalt: zwei *Black Label*. Einem märchenhaften Schlummer bei offenem Fenster stand nichts mehr im Weg.

Am nächsten Tag erläuterten die Landeskundigen, dass man sich auf der Halbinsel von Katar seit langem um eine zukunftssträchtige Landwirtschaft mit Viehzucht bemühe. Mit Hilfe von importierter Gülle wolle man auf einem riesigen Gelände ein Gemüse- und Geflügelfarmgebiet entwickeln. Dieses sollte dann auch von großen Kuhherden abgegrast werden können. Die Menschen

Katars sollten autark werden. Diesem Ziel diene auch eine neue Kunstdüngerindustrie.

Auch beim weltweit viertgrößten Erdgas-Vorkommen gehe man neue Wege, hieß es. Mit starker Hilfe der Japaner hoffe man Gasolin erzeugen zu können, doch auch mit deutschen Beratern und Firmen stehe man in engem Kontakt. Der Besuch deutscher Abgeordneter sei daher stets willkommen, noch dazu, wenn sie über den Haushalt mitentscheiden könnten. Die nagelneu funkelnde Universität versprach gewaltige Fortschritte. Die Anzahl weiblicher Studierender steige mehr und mehr – auch um Lehrerinnen auszubilden, wurde erklärt. Immerhin wisse man, dass vor Tausenden von Jahren die Halbinsel schon einmal sehr fruchtbar gewesen sei. Vielleicht gelänge eine derartige Entwicklung erneut, raunte man uns vielsagend zu.

Wie aus Zauberhand war inzwischen im Dachrestaurant des Sheraton Hotels eine unwiderstehliche orientalische Mittagstafel aufgetaucht. Der neue Reichtum der Katarer musste allen Gästen gezeigt werden. Im Beisein vieler wichtiger Mitglieder der Gesellschaft von Katar, darunter der Herausgeber der „Gulf Times“, wurde auch „Alis Mutter“ genossen, *Um Ali*, ein süßer Brotauflauf mit Rosinen, Zimt und Sahne. Ein Mitglied der Gastgeber, der *Beratenden Versammlung von Katar*, genierte sich nicht, seine Olivenkerne auf den Tisch zu spucken. Den Namen des Genießers sollte nur ein späterer Märchenerzähler von sich geben.

Doha mit seinen zweihunderttausend Einwohnern und die gesamte Halbinsel Katar überzeugten jetzt schon mit

ihren ideenreichen Prachtbauten und mit den dem Meer abgerungenen Flächen, die neu gestaltet wurden. Da das Ländchen auch US-Stützpunkt geworden war, schien einer friedvollen Zukunft nichts im Wege zu stehen. Die immer noch gängige Scharia befriedete die einheimische Bevölkerung. Im christlichen Jahr des Herrn 1986 deutete nichts auf Konflikte hin.

Es schien auch mit Ägypten und mit Saudi-Arabien keine große Rivalität zu geben. Doch es fiel auf, dass die saudische Herrscherfamilie immer häufiger um westliche Waffen bettelte. In einer großen Panzerschmiede nahe München fanden sich nämlich immer wieder geheimnisvolle Kofferträger ein, die kurz vorher im Flugzeug den Kaftan abgelegt hatten. Auch der bayerische Herrscher der damaligen Zeit mit der Namensformel FJS pflegte Gespräche oder reiste sogar ins Morgenland, besonders gern nach Riad. In sein Besuchsprogramm wollte er dem deutschen Botschafter keinen Einblick gewähren. Das führte zu Irritationen und zu manchen gehässigen Erzählungen an den abendlichen Speisetafeln. Die saudische Königsfamilie stellte sich gut mit den Deutschen und hob drohend die Faust gegen den Rivalen am anderen Ufer des Golfs. Es waren dort bekanntlich extrem-gottgläubige Prediger auf den Herrscherstuhl gelangt, nur für die Saudis leider mit Kalif Ali als Leitfigur. Da auch die Saudis Leitfiguren sein wollten, forderte man sich gegenseitig heraus. Dramatisch war in den 1980er Jahren jedoch noch nichts.

Das hatte auch für Ägypten gegolten. Nur Fortschritte für die Menschen waren auch nicht zu erkennen. Denn

Türme von Hausrat, Altpapier, Stoffen, Datteln, Obst, Zigaretten und Getreidesäcken wetteiferten in Kairo weiterhin mit lebenden Hühnern und totem Fleisch, das von Myriaden von Fliegen umschwirrt war. Luftverpestende Lastautos lärmten ebenso wie Gänse, Enten oder Hasen. Wasserpfeifen rauchende Opas hielten im Gedudel ihrer Transistorradios ihre Enkel zwischen den Knien und rotzten durch die Finger. Schuhputzer sorgten für seltsame Wohlgerüche, ebenso riesige Halden von Knoblauch. Sackschneider im Hinterzimmer eines alten Herrschaftshauses gingen ihrem uralten Gewerbe nach und Polizisten tauchten vereinzelt auf, um nach dem Rechten zu sehen. So wie Aladdin sah jedoch niemand aus.

Der Reiz Kairos lag weiterhin in einer seltsamen Mischung von alter Würde und moderner Lebenshaltung. Da war ein altes Brunnenhaus mit einem Obergeschoss versehen worden, in dem eine Koranschule in neuem Glanz prangte. Auch der Palast des Emirs Paschtak mit seinem holzgetäfelten Festsaal strahlte wiedergewonnene Pracht aus. Das gleiche tat die Medresse von Sultan An-Naschir Muhammad. Gar nicht dazu passen wollten die blinkenden Straßen-Ampeln, die grünweißen und blauweißen Straßenbahnen und die vielen Kinos mit ihren Reklamebildern molliger Filmstars. Ägyptens Hauptstadt war ein multikulturelles Konglomerat geworden. Es konnte jederzeit explodieren.

Ein drittes Mal endlich lockte der arabische Reichtum. Ein Jumbo der *SAUDIA* lotste die inzwischen bekannten abendländischen Gesandten Hermann Gründel, Klaus

Rose und Peter Würtz im April 1988 erneut nach Riad. Dieses Mal staunten sie, als sie an Bord freizügig gekleidete Damen wie von Geisterhand bewegt hinter dem Hidschab oder Chimar entschwinden sahen. Sie ahnten, weit konnte es nicht mehr sein bis zur Hauptstadt aller Rechtgläubigen. Die gestrengen Sittenwächter hatten das Heft verstärkt in die Hand genommen.

Botschafter Nowack musste dieses Mal nicht in seine Hemdensammlung greifen. Ohne besondere Vorkommnisse bot das *Hotel Al Khozama* erneut die namensbedruckten Streichhölzer an, vor allem aber auch ein sauberes Bett im klimageschützten Zimmer. So konnte am nächsten Tag das Besuchsprogramm starten.

Eigenartig, ich fühlte mich wie zu Hause. Nicht bloß das vertraute Hotel, sondern auch die Begrüßung im Prachtbau der „König Saud- Universität“ durch Präsident Mansour Al-Turki weckte schöne Erinnerungen. Der Uni-Chef war sogar so freundlich, auf einen Sessel zu deuten und den Umstehenden zu erklären, dass sein erneuter Gast auf diesem Sessel schon einmal Platz genommen hatte. Dabei lächelte er freundlich und sagte: „Ich erinnere mich ganz genau an alles.“

Die beabsichtigte Zusammenarbeit mit deutschen Universitäten sollte kein Problem sein, dachte ich in diesem Moment. Darin bestärkte mich der Besuch bei der Deutschen Schule, wobei ich dort von zurückgehenden Schülerzahlen hören musste. Dann tauchte sie auf, die Geschichte aus Tausendundeine Nacht.

Beim Eintritt in den sagenhaften Marmorpalast des neuen Außenministeriums öffneten sich wie von Zauberhand die Türen. Sie gaben den Blick frei auf verspielte Springbrunnen im luxuriösen Innenhof und auf unterschiedlich leuchtende Lampen, die von einem Zeldach an langen Seilen herabgingen und eine wunderbare Hydrokultur bestrahlten. Die Sorgen der Saudis waren durch solch magische Momente jedoch nicht wegzuwischen. Der Iran blieb der Hauptgegner, der zusätzlich durch politische Provokationen von iranischen Pilgern an den heiligen Stätten reizte und erneut mit dem Irak ein gutes Angriffsziel gefunden hatte. Botschafter Nizar Madani betonte trotzdem, dass der Iran nicht so geschwächt werden sollte, dass er seine Schutzaufgabe gegenüber der Sowjetunion nicht mehr erfüllen konnte.

Wieder einmal hatte ich den Gegensatz empfinden müssen zwischen dem märchenhaften äußeren Gepräge des Orients und den realen Ängsten der Menschen, egal ob sie den unteren Schichten oder der superreichen Oberschicht angehörten. Ich dachte lange nach, ob es nicht wie in den althergebrachten Märchen weise Könige und aufgeschlossene Wesire geben könnte, die klug handeln und gerecht urteilen würden. Obwohl ich bald wieder im einfachen Abendland leben durfte, erschien mir kein Traumdeuter für den richtigen Weg. Doch ich hatte kurz vorher auch noch etwas anderes erlebt.

Es geschah, dass es mich zum „Vater der Gazelle“ zog, nach *Abu Dhabi*. Längst war nämlich zu uns die Kunde gelangt, dass aus der kleinen Hütten-Siedlung an einer Süßwasseroase nahe dem arabischen Meerbusen eine

neue Metropole im Entstehen war. Wie im Märchen Aladdins mit seiner Petroleumlampe entstiegen zarte Wesen dem Sandboden und breiteten ihre Flügel aus, schachbrettartig in den 1970er Jahren und verbindend mit weiteren Wasserstellen. Der Herrscher des neuen Reichtums, Scheich Zayed bin Sultan Al Nahyan, saß oft mit seinen Stammesältesten zusammen und beratschlagte, wie er den Wohlstand mehren und trotzdem den Frieden fördern könnte. Bald schlossen sich unter seiner Führung mehrere Emirate zusammen.

Dadurch ging es schnell und stolz aufwärts. Ein neuer internationaler Flughafen an der Autobahn zwischen Abu Dhabi und Dubai half den vereinigten Emiraten, nicht bloß Anschluss an die Welt zu finden, sondern auch zur Drehscheibe zwischen Ost und West zu werden. Gar viele Menschen in der Welt träumten in stillen Nächten, ebenfalls Quellen aus dem kargen Boden sprudeln zu sehen. Sie spürten aber auch, dass die Emire aufgeschlossener waren als die benachbarte Familie neuer Könige, die ihren Reichtum unter einer immer stärker anschwellenden Sippe aufteilten und nur Neid und Missgunst verursachten.

Es geschah zusätzlich, dass das Land der Königin von Saba archäologisch und strategisch für Deutschland interessant geworden war. Abgesandte aus dem Abendland waren willkommen, brachten sie doch Geld mit und moderne Geräte. So ergab es sich auch im Februar 1986, dass das *Sheraton Hotel Sanaa* eine deutsche Parlamentarierdelegation willkommen hieß. Das „Horn von Afrika“ mit den beiden Eingangsländern

zum Roten Meer, Djibouti und Jemen, lockte aber auch andere Nationen an. Nicht alle meinten es gut mit der antiken *Arabia Felix*, dem Land des Weihrauchs.

Bekannt war jedenfalls die herzliche Gastfreundschaft der überwiegend arabischen Bevölkerung im geteilten Land, das ehemalige Kolonialmächte als Nord- und Süd-Jemen in die Unabhängigkeit entlassen hatten. Schon im 7. nachchristlichen Jahrhundert, also bald nach der Prophezeiung Mohammeds, waren die Menschen dem Kalifat Damaskus unterstellt worden. Später hatten sich die Osmanen ausgebreitet, bis in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Briten die Hafenstadt Aden und den Süd-Jemen zu kontrollieren begannen. Die Türken wollten aber nicht klein begeben. Sie besetzten Sanaa und den Nord-Jemen. Bei der folgenden britisch-französischen Neugliederung der arabischen Halbinsel 1918 entstand das unabhängige Königreich Jemen, 1934 auch von Saudi-Arabien anerkannt.

Viel Glück war den Menschen trotzdem nicht beschieden. Schon im Jahr 1962 stürzten neue Kräfte die Monarchie und riefen die Arabische Republik Jemen aus. Jahre lang tobte in Nord-Jemen ein bitterer Bürgerkrieg zwischen Königstreuen und Republikanern sowie ein politischer Richtungsstreit in dem 1967 von den Briten geräumten Süd-Jemen. Im Norden sollte ein Militärputsch helfen und im Süden eine marxistische Regierungsform. Träume von einer Vereinigung der beiden Landesteile blieben lange unerfüllt. Stattdessen ergab sich zusätzlicher Streit über den Grenzverlauf mit Saudi-Arabien.

Unabhängig von der politischen Großwetterlage war der Jemen ein begehrtes Reiseland geblieben. Denn landschaftlich und kulturell gehörte er zu den reizvollsten Ländern Arabiens. Das war besonders den vielen antiken Stätten zu verdanken, vor allem der legendären, an der Weihrauchstraße gelegenen Königsstadt Marib, aber auch der Hauptstadt, dem auf zweitausenddreihundert Metern hoch gelegenen Sanaa. Wegen seiner prachtvollen Altstadt mit den Stuckornamenten an den Fassaden war Sanaa für das UNESCO-Weltkulturerbe vorgeschlagen worden.

Das Deutsche Archäologische Institut hatte einige Jahre erfolgreich Ausgrabungen am Marib-Staudamm durchgeführt. Gebaut wurde der Staudamm von einer türkischen Firma. So blieben bloß noch groteske Ruinen vom alten Marib und die eine oder andere verlassene Tempelanlage aus sabäischer Zeit. Die Grabungsexperten waren sich nicht einig geworden, wie es weitergehen solle. Guter Rat teuer? Ein Haushaltsberichtersteller für das Deutsche Archäologische Institut konnte nur traurig reagieren. Es gab aber im Jemen andere Probleme.

Davon spürten die deutschen Abgesandten aber noch nichts, als zum Mittagmahl im *Taj Sheba*- Hotel geladen wurde. Unabhängig von den Aussagen der Gastgeber beurteilten sie das Essen als so herausragend, dass ihnen das bekannte Lied einfiel: „Schwer mit den Schätzen des Orients beladen“.

Auch beim Besuch in der farbenprächtigen Altstadt blieben Probleme erspart. Was auffiel, waren die völlig verschleierten Frauen. Doch es geschah etwas Seltsames.

Als ich in einer Nebengasse mit kleinen Buben Fußball spielte, sah ich von Ferne eine tief verschleierte Frau. Ihr Gang wirkte aufreizend. Als sie auf gleicher Höhe mit mir stand, sagte ich:

„Die tut sich leicht. Sie kann uns schöne Männer sehen, und wir erblicken nichts.“

Als hätte sie verstanden, warf sie ihren schwarzen Schleier zurück. Für einen kurzen Augenblick konnte ich ihr hübsches Gesicht sehen und trotz eines kleinen Visiers lustig funkelnde Augen. Gerade wollte ich sagen: *„Noch mehr bitte“*. Da kamen mehrere Männer um die Ecke. Die Schöne huschte schnell wie eine Fee davon.

Eine Fata Morgana war es nicht, was mir da geboten worden war. Auch Außenminister Abdel Kasim-al-Jryani sowie Stabschef Al-Bashiri redeten recht real über die Gefährdung durch den kommunistischen Landesteil Süd-Jemen. Verwirrend blieb, dass auch der Nord-Jemen Militärspezialisten in der Sowjetunion ausbilden ließ und dass Palästinenser-Präsident Jassir Arafat ein ständiger Gast war. Außerdem wurde die Lieferung deutscher Leopard-Panzer an Saudi-Arabien befürwortet und ein eigener Flottenverband für das Rote Meer erträumt.

„Werden wir eine Rendite bekommen, wenn wir Kulturschätze retten und die anderen nur an Militärisches denken?“

Mit dieser beklemmenden Frage musste ich mich auf den Abschied vorbereiten. Ich hoffte inständig, dass ein guter Geist wenigstens die wunderbaren Gebäude von Sanaa

retten wolle. Dass einst alles noch schlimmer kommen sollte, kündete kein Höllentier.

Es waren aber nicht bloß die Gegenden rund um die arabische Halbinsel, die an alte Zeiten erinnerten. Auch weit drüben im arabischen Westen, also im Maghreb, reizten prächtige Plätze und uralte Oasen zum Verweilen. Das galt besonders für eine Gruppe deutscher Abgesandter, die nach Tunis, Algier und Rabat unterwegs war. Mitglieder aus dem Haushaltsausschuss des deutschen Parlaments, aber auch Vertreter des Auswärtigen Amts, des Innen- und des Verteidigungsministeriums wollten auch hier die Möglichkeiten einer guten Zusammenarbeit ausloten. Zwar waren die Spuren der türkischen wie auch der französischen Herrschaft nicht zu übersehen. Doch das Arabische und das Islamische überwogen, beziehungsweise die Mischung von allem machte das Flair dieses Nordteils von Afrika aus.

Ich wurde als Delegationsleiter Ende Januar 1989 mit Blaulicht im Wagen Nummer 1 einer langen Kolonne zum *Hilton Hotel* in Tunis geleitet. Zwei Bodyguards gingen mir dort nicht mehr von den Fersen, auch nicht beim unpolitischen Besuch in den Ruinen von Karthago.

Staatspräsident Ben Ali nahm sich am nächsten Tag zwar keine Zeit für seine Gäste. Das tat aber ausgiebig sein Vertreter als Oberbefehlshaber der Streitkräfte, Abdallah Kallel. Dieser trat dabei recht zivil-freundlich auf. Er betonte die gute Zusammenarbeit mit den Deutschen. Das Gleiche sagte auch Innenminister Chedli Neffati, der so manche Materialunterstützung durch die Deutschen

hervorhob. In den Chor der Freunde Deutschlands stimmte schließlich auch Slahedinne Baly ein, der Präsident der Abgeordnetenversammlung. Letzterer konnte natürlich besonders Eindruck machen, hatte er doch in den Prachtsaal des ehemaligen Beys von Tunis eingeladen. Dieser türkische Begriff für einen Emir oder König hatte in Tunis bis in die 1950er Jahre überlebt, wenn auch die Franzosen längst die Oberherrschaft ausübten. Hede Baccouche, der Premierminister, rundete schließlich die Liste der herausragenden Gesprächspartner ab.

Tunis als Millionenstadt beeindruckte höchstens durch seine Lage an einem See oder an einer Lagune des Mittelmeers. Die ehemals zauberhafte Altstadt, arabisch *Medina* genannt, spürte nämlich den Zahn der Zeit. Manche Menschen wollten ganze Stadtviertel abreißen oder zumindest modernisieren. Keine arabischen oder türkischen Reiterführer geboten Einhalt. Auch das im arabischen Westen verbreitete Märchen vom Pflanzen eines Granatapfelbaums schien nichts zu verhindern. Der Einfluss Europas, besonders Frankreichs, hatte aber eine große Kathedrale geschenkt, so dass neben der Ez-Zitouna Moschee auch die Vinzenz von Paul geweihte Kirche zum Gebet einlud.

Fünfhundert Kilometer südlich der Hauptstadt bot das Oasenstädtchen Tozeur eine ganz andere Atmosphäre. Der klagende Muezzin hatte uns schon früh aus den Betten gejagt. Wir genossen zunächst den Blick auf den riesigen Salzsee und waren froh, dass dieser berühmte *Chott el Djerid* nur zum Bestaunen diente. Freundliche

Menschen und eine unerwartete saubere Umgebung stärkten uns zusätzlich. Unsere Erwartung wurde noch gesteigert durch die neue Wüstensiedlung für rund zweitausend Bewohner.

Wie ein weiteres überliefertes Märchen aus Tausendundeine Nacht war fruchtbares Land aus Sand erwachsen. Entlang befestigter Straßen spendeten junge Palmen Schatten. Es wurde nach frischem Wasser gebohrt und dazu der Versuch unternommen, die umliegenden Nomaden sesshaft zu machen. In kleinen in Kalk getünchten Häuschen hatten sich die ersten eingerichtet. Das Versprechen des deutschen Botschafters Wolfgang Bente, eine Kocheinrichtung zu spendieren, wurde aber nur mit säuerlicher Miene zur Kenntnis genommen. Die Versorgung jedoch mit großen Dattel-Schachteln gehörte zur landeseigenen Freundlichkeit.

Es geschah in Algier Ende Januar im Jahr 1410 des islamischen Kalenders. Der deutsche Botschafter Wilfried Hofmann, nach seiner Konvertierung zum islamischen Glauben auch Murad genannt, hatte seine Frau an die Harfe gebeten. Dieses königliche Instrument beherrschte die Botschaftergattin berufsmäßig. Einst war sie Schönheitskönigin in der Türkei, dann aber den Schalmeien des deutschen Diplomaten erlegen. Dieser wiederum war von ihren Reizen so betört, dass er den Glauben des Propheten annahm und trotzdem deutsche Interessen als die seinen betrachtete. Es wurde für die Bundestagsdelegation insgesamt ein märchenhafter Abend, dank der bezaubernden Harfenistin und dem

importierten deutschen Wein. Entscheiden wollte niemand, ob die abend- oder mehr die morgenländischen Weisen einschmeichelnder klangen. Angesichts der Hauptperson wäre wohl auch die finsterste Moll-Darbietung zum Genuss geworden.

Der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses der algerischen Nationalversammlung, Abdelkadr Bensalah, hatte in den Musik-Pausen die Zukunftsideen seines Landes vorgestellt. Das einst prächtige arabisch-türkische Algerien war durch die französische Herrschaft sichtbar umgemodelt worden. Nach der Unabhängigkeit war Algerien aber dem Schreckgespenst des Sozialismus verfallen und hatte viel von seinem Glanz verloren. Der derzeitige Lebensstandard der einheimischen Bevölkerung sah kläglich aus, was auch Monsieur Bensalah zugab. Es könne nur noch aufwärts gehen, schilderte er. Dabei hoffe man sehr auf deutsche Hilfe, auch auf sportlichem Feld. Die gleichzeitig in Algier anwesende Mannschaft des 1. FC Köln sei Symbol dieser besonderen Zusammenarbeit.

Die Spuren des sozialistischen Systems zeigten sich am nächsten Tag sehr deutlich. Die deutsche Wagenkolonne kam auf dem Weg zur Polizeischule Soumaa schnell voran, scheuchten doch zwei vorausfahrende Polizisten alle sonstigen Fahrzeuge zur Seite. Die knapp fünfzig Kilometer wurden also zügig bewältigt, so dass die Einladung an eine lange Mittagstafel schnalzend angenommen wurde. Spießchen mit feiner Hammelleber, Crevetten, Couscous zum Hammelfleisch und Rippchen vom Junghammelbraten vertieften erneut die algerisch-

deutsche Freundschaft. *Meschoui* hieß das am Drehspieß gegarte Hammelfleisch. Sein Servieren bedeutete den Ausdruck der besonderen Zuneigung des Gastgebers zu seinen Besuchern.

Diese Zuneigung erheischte ich als Delegationsleiter aber auch durch gekonntes Spiel an der Tischtennisplatte. Diese mit Schaumgummi versehene Platte hatten wir eigens aus der Heimat mitgebracht. Sie löste Begeisterung aus. Gastgeschenke hatten im orientalischarabischen Raum stets ihre besondere Bedeutung. Aus algerischer Sicht gehörten immer wieder Datteln zu den Spenden an die Gäste.

Man behauptete, dass fern der heiligen Stätten des Propheten im Hedschas Menschen von dort sich nahe dem Sonnenuntergang ansiedelten und ihrer neuen Heimat einen Namen spendeten, der als Al-Maghrib in westlicher Schrift zu „Marokko“ führte.

Tatsächlich kamen schon um das Jahr 700 erste Araber in das Land der Berber. Obwohl diese nomadischen Stämme ihre Wüstenheimat tapfer verteidigten, gelang es dem Araberführer Idris, mit der Hauptstadt Fes als Zentrum ein neues Sultanat zu errichten. Lange herrschte die Dynastie der Idrisiden. Um das Jahr 1000 nach Christus stieg aber Marrakesch zur Hauptstadt auf. Ab dem Jahr 1147 hatten es die Almohaden geschafft, ihr Reich bis Sizilien und Südspanien auszudehnen. Fes schwang sich ab 1269 unter der Dynastie der Meriniden wieder auf zur Hauptstadt, bis dann seit 1639 die Dynastie der Alawiden auf den Thron gelangte.

Dieses Herrschergeschlecht aus dem Hedschas führte seine Abstammung auf den Enkel des Propheten namens Hasan ibn Ali zurück. In den fernen Westen hatte es die Alawiden erst Ende des 13. Jahrhunderts gedrängt, doch dort blieben sie bis heute.

Die Sultane nahe dem Sonnenuntergang hatten, wie man hörte, vielerlei Beschwerlichkeiten zu überstehen. Es waren nicht bloß die Alteinwohner aus den Berberstämmen, sondern auch Türken, Portugiesen, Spanier, aber auch Franzosen und Engländer sowie um das Jahr 1900 nach Christus sogar Deutsche, die feste Militärstützpunkte anlegten oder anstrebten. Die Herrscher der Alawiden hatten alle Hände voll zu tun, um zu überleben. An den Lagerfeuern der Berber, aber auch in den Sultanspalästen erzählte man sich manch blutrünstige Geschichte oder Intrige.

Wahr blieb, dass weiterhin Nachkommen des Prophetenenkels mehr oder weniger Macht ausübten. Als nach dem 2. Weltkrieg die Unabhängigkeitswelle für viele einst von Kolonialherren geknechtete Länder begann, erscholl auch in Fes, Marrakesch oder Rabat die Fanfare der Freiheit. Das Land der Berber, der Araber und der arabisierten Berber errang 1956 seine neue Unabhängigkeit. Sultan Mohammed V. nannte sich fortan König.

Sein Sohn Hassan II. mit dem prächtigen arabischen Namen *al-Hasan at-tari bin Muhammad* gab sich ab 1961 als konstitutioneller Monarch mit Reformideen, doch auch mit kriegerischen Einfällen in der von Spanien besetzten Westsahara oder mit konservativ-religiös

verbrämten Wellen einer Re-Islamisierung nach dem Vorbild des Wahhabismus. Sein Land wurde fortan *al Mamlaka al-Maghribiya* genannt, das „Königreich des Sonnenuntergangs“.

Im Norden des Königreichs lebten mehr die arabischstämmigen Menschen, im Süden um Marrakesch eher die Berber. Als Staatssprache hatten die etwa fünfundzwanzig Millionen Einwohner das Arabische und das Mazirische sowie als Verwaltungssprache das Französische. Fast alle bekannten sich zum muslimischen Glauben sunnitischer Richtung.

Es konnte nicht anders sein: der Weg in die konstitutionelle Monarchie stärkte das Parlament und umgekehrt. Abgesandte eines fremden Volks, besonders aus dem neuen Musterland der Demokratie, waren stets willkommen. Mit ihnen konnte man sich im Fernsehen zeigen und von ihnen konnte man positive Aussagen bekommen. So gestattete man drei Tage lang, dass über jeden Schritt und jede Meinung einer gerade angekommenen Gesandtschaft aus Bonn das marokkanische Fernsehen berichtete.

Der deutsche Botschafter Norbert Montfort konnte wegen seiner Jahrzehnte langen Tätigkeit in arabischen Ländern wohldurchdachte Statements abgeben. Auch dem Delegationsleiter fielen diplomatisch unanfechtbare Sätze ein. Das galt besonders beim ersten Termin, der Kranzniederlegung im Mausoleum von Mohammed V., dem Staatsgründer.

Mir gefielen zunächst die farbig gekleideten Soldaten am Eingang zum Mausoleum. Dann geleitete uns der Konservator in das Innere der Krypta. Dort legte ich einen Stechkrans mit schwarz-rot-goldener Schleife nieder, verharnte mit der gesamten Delegation in stillem Gedenken und schrieb dann einige Zeilen ins Gästebuch. Sie lauteten:

„Im Gedenken an König Mohammed V., den großen Schöpfer des modernen Marokko, für die Delegation des Deutschen Bundestags“.

Darunter setzte ich meine Unterschrift. Der Konservator hatte alles freudig registriert. Er zog uns zur Ahnengalerie des mehr als dreihundert Jahre bestehenden Herrschergeschlechts und dann hinüber zum Hassan-Turm. Der Blick auf den Fluss und die Meeresmündung gab zunächst Rätsel auf. Dann klärte sich, dass Rabat als Doppelstadt mit Sale unmittelbar am Atlantik lag. Es bot einen prächtigen maurischen Anblick. Welches arabische Märchen wohl am besten passte? Dieses hätte auf jeden Fall wetteifern müssen mit dem Mittagessen in der gepflegten Residenz des Botschafters. Wie von Wunderhand waren nämlich europäische Speisen samt Schweinefleisch und Wein kredenzt worden. Das ließ die vielen Nachmittagstermine leichter bewältigen.

General Mohamed Achahbar wies gerne auf die geostrategische Lage Marokkos am Atlantik und am Nadelöhr zum Mittelmeer hin. „Wir haben unsere Soldaten bestens ausgebildet“, meinte er. „Aber wir sind dankbar und wir brauchen auch zusätzliche Unterstützung durch die Deutschen.“ Neues

Ausrüstungsmaterial und vor allem nach deutschen Maßstäben geschulte Marokkaner seien stets willkommenes Ziel.

Ähnlich positiv äußerte sich Ali Skalli, Generaldirektor im Außenministerium. Doch sein Redeschwall blieb ungebremsst, als es um die marokkanische Position zum *Großen Maghreb* ging. Marokko begrüße engere Beziehungen zur Europäischen Gemeinschaft, scheue aber auch keine Kontakte zu Libyens Gaddafi, stieß er auf eine neugierige Frage hervor. Ali Skalli wollte allzu offenbar eine positive Stellungnahme Deutschlands zum anstehenden Referendum über die Westsahara erreichen. Mir gab ein stiller Geist ein, ihn in diplomatischer Hoffnung zurück zu lassen.

Innenminister Driss Basri schien ein Frühaufsteher zu sein. Schon um 7.30 Uhr hatte der drahtige Endvierziger die Abgesandten aus Deutschland empfangen, um rechtzeitig zum Innenministertreffen nach Tunis abfliegen zu können. Die eigentlichen marokkanischen Hauptsorgen trug er aber noch vor, die Rauschgiftkriminalität, die innere Sicherheit und der Fundamentalismus. Driss Basri scheute sich nicht, seine Vorliebe für hartes Vorgehen zu äußern.

Unterschiedlich fielen die Ansichten der marokkanischen Parlamentarier aus. Kein Wunder, sie gehörten fünf verschiedenen Parteien an und bewiesen somit eine demokratische Lebendigkeit. Sogar über die Rolle der Frauen konnte gesprochen werden. Vizepräsident Mohamed Jallal Essaid hatte vor laufenden Kameras

ausgedrückt, sie seien alle stolz über die marokkanisch-deutsche Freundschaft sowie die engen Beziehungen.

Jallal Essaid ließ auch kein Thema aus, womit er die deutschen Abgesandten festnageln wollte, vom West-Sahara-Problem im Rahmen der UNO-Resolutionen über die Annäherung zwischen Marokko und Algerien bis hin zum Wunsch der Palästinenser nach einem eigenen Staat oder der Modernisierung Marokkos. Zum Abschluss betonte der Vizepräsident:

„Ich heiÙe Sie nochmals willkommen und wiederhole den Wunsch, dass Ihr Aufenthalt in Marokko angenehm verlaufen möge.“

Dieser Aufenthalt sollte zusätzlich bereichert werden durch die Autofahrt zur Königsstadt Fes. Die neuere Königsstadt Meknes und die altrömische Ruinenstadt Volubilis am Rande der Strecke boten einen kleinen Vorgeschmack von der prächtigen Geschichte des Landes. Fes mit seinen bereits mehr als sechshunderttausend Einwohnern zeigte dann sein unverfälschtes orientalisches Wesen. In den engen Gassen der Altstadt roch und sah man alles, was man sich so vorstellte. Die Stadt war schon im 8. nachchristlichen Jahrhundert von den Idrisiden gegründet worden, hörten wir.

Man erzähle sich noch heute, dass eine reiche Kaufmannstochter, genannt Fatima el-Fihrya, ihr großes Erbe zur Errichtung einer Koranschule gespendet hatte. Im Jahr 859 war diese Medresse mit Namen *Quarawiyin* entstanden. Sie erlangte später Weltruf, zumindest arabisch-europäischen Ruhm. Denn bekannte Gelehrte

des Islam wirkten dort im Lauf der Jahrhunderte. Die berühmte „Islamische Weltgeschichte“ von Ibn Chaldun entstand in Fes. Dieser Historiker und Koranforscher hatte seine Familiengeschichte miteinbringen können. Seine Vorfahren waren aus dem ostjemenitischen Hadramaut über Andalusien in die Berbergegend gekommen.

Wer sehen oder hören wollte, spürte auf Schritt und Tritt die großartige Herkunft der alten Königsstadt. Da Rabat 1912 vom neuen französischen Generalresidenten zu seinem Verwaltungssitz erwählt worden war und schließlich 1956 auch in der neueren Königsgeschichte den ersten Platz einnehmen konnte, war die Vorstellung von Rache suchenden Geistern nicht abwegig.

Schickt es sich, auch Anatolien zum Morgenland zu zählen? Da diese begehrte Gegend zwischen dem Mittelmeer und dem Schwarzen Meer einst von Persern und später auch von Arabern erobert und beherrscht worden war, ist die Verbindung zum morgenländischen Leben nachweisbar. Besonders aber seit dem Großreich der Seldschuken ab dem zweiten nachchristlichen Jahrtausend hatte sich der Glaube des Propheten nach sunnitischer Richtung auch in Anatolien ausgebreitet. Ab dem beginnenden 14. Jahrhundert hatte mit Osman I. Gazi die Dynastie der Osmanen zu herrschen begonnen. Sie prägte durch eine große Eroberungs- und Staatsführungskunst für Jahrhunderte auch Religion, Kunst und Kultur der Araber. Regionale Eigenarten bildeten nur die Bereicherung des Lebens im prächtigen Morgenland.

Es wird also stimmen, was die Gelehrten sagen:

Kaum ein Land in Vorderasien ist europäischer und trägt dennoch die meisten Kennzeichen des islamisch-morgenländischen Kulturkreises mit so viel Stolz und nationaler Würde wie die Türkei.

Der größte Teil dieser stolzen Türkei lag in Anatolien, auch Kleinasien genannt. Nur das einst römische Thrakien zählte zu Europa, obwohl es auch vor vielen Jahrhunderten von den Osmanen in Besitz genommen worden war. Dort und in fast ganz Kleinasien entwickelten sich zunächst antik-griechische und römische Traditionen. Der Westen Anatoliens wies zahlreiche Spuren griechischer Kolonisierungstaten auf. Die türkisch-osmanische Architektur deckte aber nicht bloß ganz Anatolien ab, sondern auch weite Teile des Südostens Europas. Moscheen, Sultanspaläste und andere Prachtbauten gehörten bis ins 20. Jahrhundert zum attraktiven Erscheinungsbild. Enge Beziehungen mit dem Sultan in Istanbul zu pflegen, war Privileg geworden, besonders auch des deutschen Kaisers. Das beinhaltete die schicksalhafte Seite-an-Seite-Stellung im 1. Weltkrieg.

Ob der Name Istanbul tatsächlich vom griechischen Eis ton polin abgeleitet wurde (*hinein in die Stadt*), blieb den Gelehrten ein Rätsel. Denn auch das alte Wort Konstantinopel in arabisch-türkischer Aussprache galt Jahrhunderte hindurch als Stadtbezeichnung. Dass Karl May die Kurzform „Sambul“ bevorzugt hatte, machte alles nur noch attraktiver, farbiger.

Es war also vorhersehbar, dass mich die osmanischen Stätten zur Pflege besonderer Beziehungen lockten. Nicht die Türkei als modisches Bade-Gebiet am Meer, sondern Geschichte und Tradition reizten. Vom Bey von Tunis über den Kalifen von Bagdad bis zum Sultan am Bosphorus reichte die Kette der Erzählungen und Märchen. Sogar blutrünstige Schlachten zogen das Interesse auf sich. Ob ich mich deshalb nur vorsichtig dem osmanischen Erbe nähern wollte? Oder hing alles mit dem erneuten Militärputsch von 1980 zusammen?

Jedenfalls wagte ich nur mit einem Schiff von Burgas aus über das Schwarze Meer die Zufahrt zum Bosphorus und zum Marmarameer. Diese bulgarische Hafenstadt war in den Jahren des Kalten Kriegs Treffpunkt für West- sowie für Ostdeutsche. Von dort aus konnte man zu den Badeorten am Schwarzen Meer gelangen, Goldstrand und Sonnenstrand, und über gesamtdeutsche Sorgen beraten. Die wohl weitgehend unbeobachtet gebliebenen Treffen der Deutschen nutzten getrennten Familien ebenso wie neugierigen Jungpolitikern.

So war es kein Zufall, dass ich im Jahr 1981 von dort aus das sowjetische Kreuzfahrtschiff UZBEKISTAN bestieg und über Odessa, die Krim und Suchumi am Kaukasus auf das Reich der Osmanen zu schipperte. Da erst in Bursa angelegt werden sollte, blieb nur der beeindruckende Blick auf die Enge des Schifffahrtswegs bei Istanbul und auf dessen Moscheen.

Es geschah dann aber, dass die Anfahrt zur einstmaligen Hauptstadt des Reichs der Osmanen verzaubert wurde

durch einen plötzlich auftauchenden riesigen Berg, genannt Uludag. Bis über zweitausendfünfhundert Meter stieg er hoch, vom Meeresspiegel aus dramatisch weit hinauf. Er schien zu begrüßen, aber auch zu bedrohen. Zu seinen Füßen hatten frühere Siedler eine Stadt angelegt, die wuchs und wuchs, aber auch immer wieder verwüstet wurde. Sogar der schreckliche Mongolenführer Timur Lenk hatte sich im Jahr 1402 auf seine Weise verewigt. Doch bald danach, so hieß es, stieg Bursa unter Sultan Mehmet I. zu nur noch größerer Blüte auf. Sein Grabmal, „Grüne Türbe“ genannt, bedeutete den Nachkommen stete Verpflichtung.

Wie zeigte sich diese alte Sultan-Stadt den Schiffsreisenden der UZBEKISTAN? Sie schien schon fast eine Millionenstadt zu sein. Neben dem Grabmal Mehments luden vor allem die Grabmale der beiden ersten Sultane ein, Osman und Orhan. Außerdem erinnerten die Große Moschee und die Grüne Moschee an große, aber lang zurückliegende Zeiten.

Dann schien er auferstanden zu sein. Denn das nahegelegene traditionelle osmanische Dorf Cumalikizik rief sofort Gedanken an Nasredin hervor. Er mag zwar dort nie aufgetreten sein, aber man konnte sich ihn vorstellen. Er, der Mann mit dem Esel und dem schlaun Blick, dürfte in etwa so ausgesehen haben wie viele traditionell gekleidete Dorfbewohner. Sie bei einer kleinen Tasse türkischen Mokkas zu beobachten, entschädigte für die lange Schiffsreise auf dem Schwarzen Meer. Meine Gedanken schweiften in ferne Zeiten zurück. Wen von den Dorfbewohnern sollte ich

fragen, was denn früher so abgelaufen sein konnte? Ich unterließ eine solche Frage. Vielleicht hätte ich eine Antwort wie von Nasredin bekommen und wäre auch nicht schlauer gewesen. Da sowieso zum Aufbruch gedrängt wurde, verflüchtigte sich mein erster Eindruck von der Türkei. Ich beschloss aber innerlich, wieder zu kommen.

Es sollte mir tatsächlich insgesamt neunmal vergönnt sein, auch die entlegensten Landstriche Anatoliens zu durchstreifen. Dabei konnten die Anlässe unterschiedlicher nicht sein. Im Mittelpunkt stand meist Istanbul, aber eben auch Ankara, Izmir, Diyarbakir, Trabzon oder Erzurum. Doch der Reihe nach.

An einem trüben Dezembertag des Jahres 1983 schickte mich der Wesir des Auswärtigen Amts in Bonn nach Istanbul. Man hatte mir im deutschen Parlament die Kontrolle über den Haushalt des Auswärtigen Amts anvertraut. Als sich die Kunde verbreitete, dass in Istanbul mit dem dort schon lange bestehenden Deutschen Krankenhaus etwas nicht stimmte und die Kosten nicht mehr überschaubar waren, hatten die heimischen Medien schnell und scharf gefragt, warum es überhaupt ein von den Deutschen bezahltes Krankenhaus am Bosphorus geben müsste.

Also machte ich mich mit zwei Kollegen auf den Weg. Ich fragte zunächst den deutschen Generalkonsul in Istanbul, was er denn wisse. Viel war es nicht, also forschte ich weiter. Doch um es kurz zu machen: in der alten Hauptstadt der Türkei gab es nicht bloß ein Deutsches Krankenhaus, sondern auch eine Deutsche Schule. Es ging

also nicht nur um das Fachliche, nein, es ging auch um bilaterale und freundschaftliche Beziehungen.

Diese stammten noch aus Kaiser- und Sultan-Zeiten und sollten gepflegt werden. Dass inzwischen durch die türkischen Arbeiter in der Bundesrepublik Deutschland zusätzliche Hoffnungen, aber auch Belastungen aufgetaucht waren, und dass die deutsche Wirtschaft einen immer größeren Markt im wachsenden Nahen Osten sah, machte zusätzliche Überlegungen notwendig.

Aber siehe da: die Wurzel des Übels am Krankenhaus wurde bald gefunden. Es waren wie so oft persönliche Verwicklungen von Chefarzt und Personal. Sie konnten durch unser striktes Vorgehen behoben werden. Krankenhaus und Lyzeum konnten bleiben. Es wurde aber auch intensiv an einer von Deutschen betriebenen Universität im europäischen Teil von Istanbul geplant. Wir sorgten dafür, dass sie in späteren Jahren in Catalca real entstanden war. Das gleiche galt für die alte kaiserliche Residenz in Tarabya, die nach erfolgreicher Renovierungsarbeit festlichen Anlässen dienen konnte. Es gab ja auch noch das deutsche Generalkonsulat in Istanbul, das neben dem eigentlichen Amtsgebäude Repräsentatives benötigte. Dafür war eine Residenz bestens geeignet.

Nun kam mir bald in den Sinn, dass über Konstantinopel oder Istanbul bedeutende Schriftsteller und Geschichtsschreiber so viel veröffentlicht hatten, dass nichts Neues hinzugefügt werden musste. Deutsche Besucher bewunderten natürlich die byzantinische Hagia Sophia und die osmanischen Moscheen. Sie schlenderten

aber auch gerne durch den größten Basar seiner Art. Das taten besonders jene Deutsche, die sich von alten Erzählungen begeistern ließen. Dazu rechnete ich mich.

Es muss aber auch eine neue Erzählung hinzugefügt werden. Das neuartige Zusammenleben von Deutschen und Türken in Deutschland bewirkte seltsame Blüten. Es fuhren nämlich die türkischen Arbeiter gerne in die Heimat, um sich mit Verwandten zu treffen oder Neugierigen die Wege nach Deutschland zu öffnen. Nicht alles verstanden sie. Die deutschen Bediensteten in den Behörden legten immer wieder neue Formulare vor. Diese richtig auszufüllen, bedurfte moderner Schriftgelehrter.

Da traf es sich, dass mich jemand am Rande des Taksim-Platzes erkannte. Schnell sprach sich herum, wer ich war. Plötzlich fand ich mich in einer Traube von Menschen wieder. Man hielt mir die deutschen Formulare hin und bat um Rat.

„Schaut“, rief ich zu meinen Begleitern, „da hätte ich auch zu Hause bleiben können. Dort bin ich Sprechstunden von Ratsuchenden gewohnt, aber hier?“

Doch es machte Spaß, in erwartungsvolle Gesichter zu blicken. Einigen konnte ich erklären, was zu tun war. Den anderen aber musste ich empfehlen, sich wie gewohnt an das Personal des Generalkonsulats zu wenden. Mir sei nur ein kurzer Aufenthalt in Istanbul gegönnt. Doch erst, als ich meine heimische Visitenkarte überreicht hatte, ließ man von mir ab. Und tatsächlich, die eine oder

andere Anfrage erreichte mich später auch in Deutschland.

Es geschah außerdem, dass die schwierigen Zeiten der Militärdiktatur nach 1980 im türkischen Volk Sympathien hervorgerufen hatten. Zumindest war der Eindruck erweckt worden, im gesamten Land herrsche wieder Ordnung und Ruhe. So begann es schon in Istanbul, dass Stadtbummel und Moscheebesuch ohne Angst erlebt wurden.

Am 6. August 1985 diente das *Yesil-Konak-Hotel* an der Sultan-Ahmed-Moschee zur beruhigenden Nacht vor dem Start in ein großes Abenteuer. Denn eine fast unmöglich scheinende Rundreise durch Anatolien sollte beginnen. Als Wegbegleiter hatte ich mir die eigene Frau sowie den knapp siebzehn Jahre alten Sohn erwählt. Ich hatte aber auch nach einem zuverlässigen Fahrer Ausschau gehalten und bekam über das deutsche Generalkonsulat und das Reisebüro EGETUR einen gerade aus dem Militärdienst verabschiedeten Feldweibel empfohlen.

Sein Name lautete ganz einfach Ihsan Baysal. Er erwartete uns auf dem Flughafen von Trabzon am Schwarzen Meer und geleitete uns in seinem Ford Taunus ins Stadttinnere zum *Hotel Özgür* und danach zum Kloster Sumela. Die Griechen hatte diese Kulturstätte in eine Felsensteilwand auf fast zweitausend Meter Höhe gehauen. Die Lage war atemberaubend. Auch die Nachricht, dass die Osmanen nach der Eroberung der Gegend 1461 das Kloster bestehen ließen, brachte Erstaunen.

Abenteuerliche Steilstraßen und abschüssige Schotterrouten führten uns am nächsten Tag über das knapp dreitausend Meter hohe Zigana-Gebirge.

Ich dachte stets an tapfere Helden und Wegelagerer in früheren Jahrhunderten. Doch in Gümüşhane tauchte ein unerwarteter neuer Felsbrocken auf, der eine Weiterfahrt unmöglich machte. Ministerpräsident Türgüt Özal befand sich auf Staatsbesuch in der Region. Ein solches Hindernis konnte man zeitlich aushalten.

Es war jedenfalls ein Spektakulum, wie das Volk auf den neuen Helden reagierte. Mitten auf einer Straße wurde diesem zur Ehre ein Hammel geschlachtet. Das Volk jubelte, der Ministerpräsident winkte. Damit war das Hindernis beseitigt.

Auf der neuen „Europa-Straße“ gelangten wir über Kale, Bayburt und Askale nach Erzurum, der größten Stadt Ostanatoliens. Für dreihundertzwanzig Kilometer hatten wir acht Stunden reine Fahrzeit gebraucht. In der einfachen Herberge *Hotel Efes* war Ausruhen erste Pflicht.

Die Millionenstadt Erzurum war von uns nur als Durchgangsstation ausgewählt worden. Es sollte schnell weitergehen nach Horasan und dann über den Garnisonsort Sarikamis zur nordöstlichen Garnisonsstadt Kars.

Die sichtbare Grenze zur Sowjetunion war bald erreicht. Im Kurdendorf Ocakli luden Ruinen aus der Armenierzeit des ersten nachchristlichen Jahrtausends zur Begutachtung ein. Arpacay, der ehemals zwischen

Osmanen, Armeniern und Russen umkämpfte Grenzfluss, schien friedlich dahin zu fließen. Doch es war treffender, wieder etwas ins anatolische Innere zurückzufahren und im *Hotel Turist Sarikamis* zu übernachten.

Wir befanden uns nämlich immer noch in umstrittenem Gebiet. Die Gegend war im russisch-türkischen Krieg 1877/78 von zaristischen Truppen besetzt worden. Durch den Frieden von Brest-Litowsk (März 1918) fiel sie wieder an die Türkei zurück. Die Sowjetzeit aber barg ständige Gefahren.

Inzwischen war schon der 10. August 1985 angebrochen. Ihsan Baysal, der kundige Fahrer und Führer in problematischer Umgebung, hatte mit seinem militärischen Englisch längst mein Vertrauen gewonnen. Das galt wohl auch umgekehrt.

Er spürte, dass ich keineswegs das Land ausspionieren wollte. Mein Interesse galt der Schönheit, der Geschichte und – natürlich – auch der Gegenwart eines Gebiets, das seinen Weg in die Zukunft suchte. Das Osmanische in der Türkei und das Kemalistische rangen noch miteinander. Türken, Kurden und Russen oder Armenier hatten, wie man jetzt im Grenzgebiet erkennen musste, ebenfalls unterschiedliche Vorstellungen. Dass wir als kleine Gruppe aber ohne Gefahr umherreisen konnten, wurde dankbar zur Kenntnis genommen. Ich drückte dem inzwischen zum „Familienmitglied“ erhobenen Chef-Scout Ihsan das erste Mal kräftig die Hand.

Wir hatten schon den 10. August 1985, brachen also bereits zum sechsten Tag der großen Anatolien-Reise auf.

Nie gehörte Orte wie Karakurt, Kagizman und Tuzluca bereicherten in Zukunft mein geografisches Gedächtnis. Doch die Fahrt bot noch weitere und echte Höhepunkte. Entlang des engen Aras-Tals kamen wir zum türkisch-sowjetisch-iranischen Dreiländereck.

Schon seit längerem beleuchtete mit dem Ararat ein Fünftausender unsere Route. Ja, er war ständig zu sehen und vor allem zu bestaunen, mit seiner wunderbaren weißen Haube. Wir fuhren um ihn herum nach Dogubayazit. Ich musste erneut an die alte Geschichte des Urartu-Reichs aus vorchristlicher Zeit denken. Jetzt aber war die Stadt Durchgangstor zum Iran und auch wegen der nahegelegenen aus dem Berg gehauenen Königsburg Ishakpasa Sarayi beliebter Anziehungspunkt.

Von Sarikamis bis Dogubayazit hatten wir erneut zweihundertfünfzig Kilometer zu schaffen, alles auf buckligen Straßen und doch hochspannend. Nach weiteren hundert Kilometern war Agri erreicht, unser Übernachtungsziel. Das Hotel Salman sollte uns wieder Kraft geben.

Agri schien der moderne Name zu sein, Bezug nehmend zum Ararat. In der langen und bis zu den Hethitern zurückführenden Geschichte änderte sich der Name der Siedlung immer wieder. Jetzt war Agri eine Großstadt und Zentrum der gleichnamigen Provinz. Einen Abend- oder gar Nachtbummel konnte aber niemand erwarten. Das gaben weder Stadt noch Hotel her. Von Erfrischung oder Erholung konnte leider auch keine Rede sein.

Aber was half es! Auf einer immerhin asphaltierten Straße ging es am nächsten Tag weiter am Van-See entlang und mit Blick auf den 4434 Meter hohen Süphan Dagi zur Stadt Van. Hier konnte man am Abend das modern anmutende Zentrum erkunden und im geräumigen Zimmer des *Akdamar-Hotels* Kraft schöpfen. Am nächsten Morgen gab es nämlich eine mit Trauer aufgenommene Entscheidung, den treuen Chauffeur betreffend: Ali Ishan Baysal fuhr uns zum Flughafen und verabschiedete sich dort.

Er lenkte das Auto zurück. Wir aber flogen über Ankara und Istanbul an die Mittelmeerküste, nämlich nach Antalya. Doch Aladdins Wunderlampe leuchtete unserem Ali. Er hatte sich seine Strecke so ausgesucht, dass er uns im *Alara Motel* nahe Alanya am Mittelmeer wieder antraf und zur antiken Siedlung Side beförderte. Die Ruinen und das gut erhaltene Amphitheater, aber noch mehr die vielen Restaurants in dieser Touristengegend boten Gelegenheit, nochmals einen Gedankenaustausch zu pflegen. Dann aber trennten wir uns endgültig.

Die große Türkei-Rundreise war damit jedoch nicht beendet. Im südwestlichen Teil traute sich auch ein Ausländer ans Steuer. Im Avis-Leihauto konnte man alle Sehenswürdigkeiten bestaunen und langsam westwärts über Antalya, Fethiye, Dalaman, Bodrum, Didyma und Milet bis Izmir zum *Etap Izmir Hotel* gondeln.

Auf der Strecke wurden zahlreiche Ausgrabungen begutachtet, vor allem in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Archäologischen Institut. Es sollte sich auch ergeben, dass in Izmir selbst ein großes politisches

Programm anlässlich der dortigen Messe abgespult werden konnte. Im deutschen Pavillon hatten sich der deutsche Botschafter Negwer und der Generalkonsul von Izmir, Karl Kempf, eingefunden, ebenso die beiden Oberbürgermeister von Ankara und Izmir. Mehmet Altinsoy war vorher Abgeordneter gewesen und seit 1984 Stadtoberhaupt in Ankara. Mit seinem deutschen Parlamentskollegen, der sich durch seine große Rundreise durch die Türkei Bewunderung erworben hatte, ergaben sich herzliche Gespräche.

Mit einem solch respektvollen Blick auf die Türkei und nicht mit dem herablassenden Gehabe gegenüber den Gastarbeitern mit ihren „Türkenkoffern“ wäre das legendäre Märchen von der „guten Nachbarschaft“ des Abendlands mit dem Morgenland Wahrheit geworden. So aber wird immer noch der Zauberer befragt, wie die Zukunft der Nachbarschaft wohl aussieht.

Wie gingen die geschilderten Märchen aus dem Morgenland weiter?

Ehe Aladdins Wunderlampe erlosch, die Ölquellen also alle versiegten, hatten sich viele aus dem Abendland in die wundersamen Gegenden des Orients begeben. Die meisten meinten es gut, wollten Freunde gewinnen und tief in ihrem Herzen Freude empfinden. Vielleicht wollten sie auch den Legenden neue hinzufügen und eine Prinzessin aus ihrer Schmach befreien, weil sie keinen Gemahl fand. Vielleicht wollten sie mit ihren eigenen intelligenten Forschungen den neuen Bildungsstätten im Orient Aufschwung verleihen. Vielleicht wollten sie nur Straßen bauen und eiserne Rösser den prächtigen

Araberhengsten hinzugesellen, um schneller voran zu kommen. Dass alle nicht bloß auf Fliegenden Teppichen, sondern in riesigen Blechbäuchen unterwegs waren, gehörte zum Fortschritt.

Tatsache wurde aber auch: der neue Reichtum verführte den Scheitan zu noch schlimmeren Untaten. Frauen wurden gesteinigt im Namen Allahs, Männer wurden wie Sklaven gehalten, Kriege in den eigenen Ländereien und bald auch in entfernteren wurden geführt. Die Glut der Brandherde verdüsterte den Himmel vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang. Tief drinnen war die Erde leergepumpt. Es galt auch für die neureichen Menschen.

Bald nachdem 1979 in Iran der US-Verbündete Schah Reza Pahlewi gestürzt wurde, schwang sich der König von Saudi-Arabien zur dominierenden Führungsmacht der arabischen Welt auf. Zuerst unterstützte er den Herrscher in Bagdad, Saddam Hussein, jahrelang in seinem Krieg gegen die neue Islamische Republik in Iran. Denn es war offenes Geheimnis, dass Ayatollah Khomeini in seinem antiimperialistischen und schiitisch-republikanischen Eifer Terrorgruppen in den Golfstaaten auftreten ließ. Als dann die Führer in Iran heimlich an der Atombombe bastelten, traten Amerikaner und Saudis zunehmend gemeinsam auf. Doch die Amerikaner wollten auch den „Schlächter von Bagdad“ bestrafen, Saddam Hussein. Als er, der Sunnit, beseitigt war, hatten teils irantreue schiitische Islamisten die Macht im Irak übernommen. Die Saudis fühlten sich noch mehr bedroht. Das galt plötzlich auch für das kleine Bahrain mit seiner schiitischen Bevölkerungsmehrheit, die sich durch neue Proteste

hervortat. Truppen der Golf-Staaten marschierten in das Insel-Königreich ein.

Es kam noch schlimmer. Die wichtigsten Schlachtfelder des Kampfes um die Vorherrschaft wurden Syrien und der Jemen, Syrien, weil es der einzige Verbündete Irans war. Aber der Jemen?

Soll man sagen, dass ein böser Geist die durch das Öl zu sagenhaft-protzigem Reichtum gelangten Potentaten in ganz Arabien verführte? Ihnen allen reichte es plötzlich nicht mehr, ihr eigenes Land zu pflegen und ihre eigenen Menschen glücklich zu halten. Sie griffen auf ferne Gegenden über, sahen ihre Interessen gefährdet, wenn auch anderswo mächtige Herren noch mächtiger werden wollten. Zur Rechtfertigung behaupteten sie, echte oder zukünftige Gräueltaten der anderen Seite verhindern zu wollen. Ein wenig ruhmreiches Beispiel gab das einst so prächtige Land rund um den Golf von Aden.

Als nämlich die sich im historischen Recht fühlenden Zaiditen unter ihrem Anführer al-Huthi weiter vom Norden in den Süden Jemens vordringen wollten und bei den folgenden Kämpfen der junge Anführer ums Leben kam, radikalisierten sich alle. Das südjemenitische Militär trieb Zehntausende Zaiditen in die Flucht. Dabei kam es zu Grenzverletzungen zu Saudi-Arabien. Die saudischen Verbündeten aus den Vereinigten Staaten von Amerika begannen mit Luftschlägen. Als Rechtfertigung diente auch der Vorwurf, die verhasste schiitische Regierung des Irans unterstütze die Huthi.

Das Leid der Menschen stieg ins Unerträgliche. Internationale Hilfsorganisationen kamen nicht mehr durch. Eine nie gekannte Hungersnot brach über das Volk herein. Vor allem die Kinder litten unter der trostlosen Lage. Sie hatten keinerlei Zukunft mehr. Große Friedensführer der Welt, wie der Generalsekretär der Vereinten Nationen oder sogar der Papst, riefen zum Innehalten auf. Es hatte unerwartete Zeichen gegeben. Papst Franziskus hatte nämlich als anerkannter geistlicher Führer des Christentums erstmals in der Geschichte arabischen Boden betreten und von Abu Dhabi aus zur „Entmilitarisierung des Menschen“ aufgerufen.

Wenn jedoch jemand im Abendland sich zum moralischen Sittenwächter emporschwingen wollte, musste er bloß in die Bücher der eigenen Geschichte schauen. Im eigenen Palast zu sitzen und den anderen die selbstverschuldete Armut vorzuwerfen, hatte noch nie zum Frieden geführt. Auf alten und neuen Handelswegen zusammenzutreffen, sich mit Respekt zu begegnen und ohne Hinterhalt Verabredungen einzugehen, das war zum klaren Nutzen der Menschen.

Es dauerte lange, bis wieder ein kleiner optimistischer Blick in den Orient möglich wurde. Das geschah aber nicht unmittelbar, sondern mit Hilfe von Strahlen, die aus der Ferne leuchteten. Sie ließen erkennen, dass fußballspielende Männerbeine eine andersgeartete Begeisterung auslösten als die Worte der Imame oder die Taten der Sittenwächter. Der Fernsehsender Al Jazeera in Katar zeigte das große Fußballturnier der Asiaten, das am

1. Februar 2019 sein Endspiel fand, im Jahr 1440 nach islamischer Zählung. Sah man dabei mehrere Wunder?

Gerade hatte der übermächtige Nachbar Saudi-Arabien den „kleinen Tropfen“, wie Katar bekanntlich übersetzt wird, im Meer verenden lassen wollen. Die obersten Religionswächter hatten ausfindig gemacht, dass „der Tropfen“ für allen gegenwärtigen Terrorismus Schuld trage und bestraft werden müsse. Doch nun stand die Fußballmannschaft von Katar erstmals und überraschend im Finale des Asien Cups. Große Namen wie Südkorea, Japan, Iran, Israel oder auch Saudi-Arabien hatten früher den Titel geholt. Jetzt aber standen sich Japan und das winzige Katar gegenüber. Es gab schließlich sogar einen katarischen Sieg. Hatte ein unbekannter Zauberer zweiundzwanzig Fußballbeine so raffiniert wirbeln lassen, dass sie begeisterten, verzauberten und siegten?

Um das Geschick der katarischen Spieler hatte sich ein Fußballlehrer aus dem legendären Spanien angenommen. Er bescherte seinen Schützlingen sieben Siege nacheinander, ließ sie aber auch so sympathisch erscheinen, dass sie Zuneigung fanden weit über ihr Ländchen hinaus. Der grollende König von Saudi-Arabien sah die Wirkung seines Bannstrahls schwinden. Katar schaffte es, wie die Unschuld vom Lande zu wirken, wie ein kleiner netter Junge, den der böse Nachbar bedroht. Es waren nicht bloß die Fußballer, nein, auch die Katarer selbst, die mit ihren zwölftausend Soldaten wie der kleine David eingeschüchtert vor den fünfhunderttausend hochgerüsteten saudischen Kämpfern standen. Den Geistheilern in Katar war es aber gelungen, die ganze

Welt an das Friedliche im Land der durchaus Foltern benutzenden Neureichen glauben zu lassen. „Soft Power“ war das Zauberwort, das die Zukunft lenken sollte. Nicht militärisches Kräfteressen, sondern sportlicher und finanzieller Wettbewerb schien die Chance Katars zu sein. Deshalb hatte man sich um die Weltspiele im Fußball beworben und deshalb war man mit kräftigen Sponsoren in Europa eingestiegen, auch beim famosen Club der Bayern oder bei den Katalanen. Mit solchen Verbündeten konnte man den aggressiven Saudis die Stirn bieten, dachten die Sterndeuter im „Tropfen“. Dass im Jahr 2011 der Emir von Katar den Pariser Nobelveerein „Saint Germain“ kaufte, Nasser el-Kelaifi zum Präsidenten machte und im Jahr 2019 das Budget auf 580 Millionen Euro steigerte, hatte aber noch immer nicht die Krone in der Champion League erbracht. Wunderlampen zündeten nicht überall.

Natürlich ahnten die Hüter der Moral, dass ihnen der Geist aus der Flasche langsam oder auch zügig entweichen konnte. Denn die katarischen Frauen wollten plötzlich auch Fußballspiele sehen oder sogar ausüben. Zusätzlich zu Al Jazeera wollten andere Druckerzeugnisse die Köpfe der Katarer und ihrer Nachbarvölker beeinflussen. Neue Touristenwellen vermittelten ein anderes Menschenbild. Internationale Konferenzen machten Druck auf die archaische und unbeugsame Männerwelt der Nachfolger des Propheten. Den Geist wieder in die Flasche zu stecken, war auch in grauer Vorzeit schon oft erfolglos geblieben.

Und wie enden die Märchen in Tausendundeine Nacht?

Wie hoffen die Menschen im Orient, ihr Leben ohne Angst, Hunger, Krieg und Zwangsjacke gestalten zu können? Einst gab es die Hoffnung des „arabischen Frühlings“. Ab dem Jahr 2011 mussten Ben Ali in Tunis und Mubarak in Kairo vom blutigen Thron herabsteigen. Die arabische Jugend hatte dem neuen Propheten Al Jazeera gelauscht und das unaufhaltsame Facebook genutzt. Eine Bevormundung durch Autokraten sollte verschwinden. „Das Volk will“ statt „Per Order de Mufti“ schallte es von allen Seiten.

Das Ungeheuer lauerte aber weiterhin. In Libyen, Syrien und Jemen fraß es Millionen von Menschen und bot die Hoffnung des islamistischen Staats an. Der neue ägyptische General zeigte eine noch härtere Hand als all seine Vorgänger. Klügere Menschen legten sich nicht mit den brutalen Herrschern an. Sie bildeten aber eigene kleine Reiche, organisierten sich in lokalen Räten und renovierten eigenhändig Schulen oder das Müllsystem. Ziviler Widerstand gegen die Weisung von oben breitete sich wie von Geisterhand aus.

Die Geißel des Terrorismus oder die Ächtung als vermeintlicher Terrorist waren nicht immer zu vermeiden. Die Drohung damit konnte auch lähmen. Ein neuer Tamerlan wie einst bei den Mongolen und Usbeken, ein grausamer Herr also, erwuchs immer wieder am Horizont. Das musste nicht eine reale Person sein. Es reichte, wenn mit dem Lockbegriff des Dschihad das Paradies verheißen wurde.

Da tauchte tatsächlich auch ein neuer Sultan auf. Der saudi-arabische Kronprinz Mohammed bin Salman wollte

sich zum Schutzherrn aller Sunniten aufschwingen. Da der ferne Sultan in Washington müde geworden war und sich nicht mehr blicken ließ, umschmeichelte bald mit feinem Garn der Kaiser des Reichs der Mitte. Dieser begann seine Schalmeien ganz im Westen, in Algerien, und umarmte Land um Land, bis jedes unter Luftnot litt. Das Abendland aber schaute zu, als wäre die dunkelnde Morgenröte ein friedliches Spektakulum.

Nasredin, der Mann mit dem Esel, würde, wenn er wiedergeboren würde, bohrende Fragen stellen:

Wie werde man eines fernen Tages auf jene Zeiten von Ölreichtum und allgemeinem Wohlstand, von Suchen nach ölonabhängiger Energie und geistig-intensiver Forschungsarbeit, von ehrlicher Kooperation und listiger Vorteilnahme, von radikaler Religiosität und noch brutalerem Nationalismus zurückblicken? Welche Märchen werden sich die Menschen erzählen über die Saudis, die Emire, die Scheiche und die Professoren? Welche Scheherazade wird einen in Überlebensnot geratenen König nächtelang erfreuen, bis er zu neuem Glück findet? Könnte eine Prinzessin wie sie die vielen Vernichtungskriege abwenden, die das Land der weisen Herrscher zu vernichten drohen?

Im Abendland enden alle Märchen mit *„Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute“*. Im Morgenland aber bleiben die Märchen selbst unsterblich.